

Ludwigsburger
Geschichtsblätter
v.

herausgegeben
im Auftrag des
Historischen Vereins für Ludwigsburg und Umgegend
von C. Belschner.

(Bild)
Favoriteschloss.

Ludwigsburg.
Kommissionsverlag von J. Aigner, Kgl. Hofbuchhandlung.
1909.

K. Hofbuchdruckerei Ungeheuer & Ulmer, Ludwigsburg.

Inhalt.

	Seite
Friedrich Theodor Vischer. Von C. Belschner	1
An die Enkelin. Gedicht von Friedrich Vischer	23
Drei Briefe von Friedrich Discher	24
David Friedrich Strauß als Denker und Dichter. Von Professor H. Hieber	27
Zur Geschichte der Seidenkultur in Ludwigsburg. Von A. Marquart	95
Mitteilungen über die Sammlung des Vereins	109
Mitgliederverzeichnis des Vereins	111

(Bild)

Fr. Vischer

Friedrich Theodor Vischer.

Von

C. Belschner.

Die junge Stadt Ludwigsburg darf trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens mit berechtigtem Stolze auf eine überaus stattliche Zahl hervorragender Söhne schauen, die sich als Dichter und Denker, als Künstler und Gelehrte, Heerführer und Staatsmänner, als Träger hoher Beamtenstellen und als industrielle Größen weitreichenden Einfluß erworben und ihren Ruhm auf die Vaterstadt zurückgestrahlt haben. Aber nicht viele sind darunter, die an Begabung und bleibender Bedeutung mit Friedrich Theodor Vischer verglichen werden können. Längst hat ihn das unbestechliche Urteil der Geschichte anerkannt in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als einen Entdecker und Gesetzgeber im Reiche des Schönen; in der Welt der Dichtkunst als den Schöpfer köstlicher Werke von reichem Gedankengehalt und eigenartigem Humor, und auf ethischem Gebiet als einen hochgesinnten Vorkämpfer vornehmster Sittlichkeit.

Ist eine Persönlichkeit von der Vielseitigkeit Friedrich Vischers an sich schon bewundernswert, so erreicht sie vollends das Maß überragender Größe, wenn wir die Gaben und Kräfte, auf denen jene Vielseitigkeit beruhte, auf ihre gegenseitige Durchdringung prüfen und dabei wahrnehmen, daß sie in ihm zu einer vollendeten Einheit des Wesens verschmolzen erscheinen. Ob er als Philosoph mit spielender Leichtigkeit die verwickeltsten Gedankenknäuel vor uns entwirrt oder als Dichter den Reichtum seines eigenen Innern erschließt und uns an den Gestalten seines geistigen Schauens und Bildens tiefe Blicke in Herz und Leben tun läßt; ob er uns als „Asthetiker“ für die Geheimnisse und Gesetze des Schönen das Auge eröffnet oder als Kritiker die Kunstwerke der Literatur auf ihren Lebens- und Kunstgehalt prüft und an dem Maßstab der Wahrheit und Schönheit mißt; ob er mit dem Mut des echt deutschen Mannes gegen unsittliche Sitte und Mode, gegen Falschheit und Fälschung, gegen Übermut und Sklavensinn, gegen Roheit und Gemeinheit die Zornesgeißel schwingt, oder ob er in warmer Vaterlandsliebe

Anm.: Vorstehende Abhandlung ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den der Verf. am 30. Juni 1907 zur Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Friedrich Theodor Vischer im Historischen Verein zu Ludwigsburg gehalten hat.

erglüht und sich und andere zu selbstlosem Wirken für das Gute begeistert: immer ist er ein Mann aus einem Gusse; immer ist er von einem einheitlichen Grundgedanken bewegt, nämlich von der aufrichtigen Überzeugung, daß die sittliche Weltordnung ein ewig Feststehendes sei, daß der Mensch sich aus dem Gemeinen zur Höhe des Guten, Edlen und Reinen erheben müsse, und daß nur das, was echten, wahren Gehalt in sich trage, Gestalt verdiene. Jede Zeile, die von ihm ausgegangen ist, gibt davon Kunde. Wo findet sich in der langen Reihe seiner Schriften ein Satz, der nicht aus dem Mittelpunkt seines Wesens gekommen wäre? Wo ist ein Wort, das nicht den Stempel der Überzeugung an der Stirne trüge? Und wo anders hatte diese Überzeugung ihre Wurzel als in dem reinen und lauterem Grunde der Wahrheit? Weil aber sein Wesen dieses Gepräge der Echtheit an sich trug, darum hat er für seine Überzeugung nicht bloß kraftvoll gestritten, sondern auch mannhaft gelitten und ist all' die Jahre seines Lebens hindurch aufrechten Ganges und erhobenen Hauptes seine Straße gezogen, getreu seinem eigenen Bekenntnis:

„Fest auf dem Festen.
Haupt in den Lüften,
So ists am besten.“

Daß aber die Schöpfungen, die wir Friedrich Vischer als Denker und Dichter verdanken, von einer so kernhaften, echt deutschen Persönlichkeit ausgingen, darin liegt neben ihren inneren Vorzügen die Erklärung der großen und weitreichenden Wirkung, die er zu seinen Lebzeiten ausgeübt hat, und die er heute noch durch seine Schriften auf die weitesten Kreise ausübt.

Die großen männlichen Eigenschaften, die Vischers Wesen ausmachen, waren zumeist ein Erbeil seines Vaters, des M. Christian Friedrich Benjamin Vischer, der im Jahre 1806 als Stadtpfarrer oder Diakonus, wie man damals sagte, von Weinsberg nach Ludwigsburg versetzt wurde, wo er bald zum Oberhelfer aufrückte. Selten hat ein Geistlicher durch sein Wirken, Leben und Sterben einen so tiefgehenden und nachhaltigen Eindruck hinterlassen, wie dieser Mann. Sein gleichzeitiger Amtsgenosse, der nachmalige Tübinger Professor Bahnmaier, schildert ihn als einen Geistlichen, der neben allen Eigenschaften, die einen Seelsorger und Religionslehrer zieren, sich besonders durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Freimütigkeit, sein zartes Gefühl für Sittsamkeit und

Anstand, seinen Eifer gegen alle Verletzung der Schamhaftigkeit, aber auch durch heiteren Frohsinn ausgezeichnet habe; 1) alles lauter Eigenschaften, die wir später bei dem Sohne in verstärktem Maße wiederfinden. Und auch in der kraftvollen vaterländischen Gesinnung, die den Vater beseelte, ist der Sohn ein würdiger Erbe seines Geistes gewesen. Niemand in Ludwigsburg brannte von solchem Hasse gegen den korsischen Eroberer, der die Völker Europas mit Füßen trat, wie Oberhelfer Vischer. Hat er doch in einer Zeit, in der Napoleon in Süddeutschland bis zu dem Grade bewundert wurde, daß man den Kindern bei der Taufe nicht selten dessen Namen beilegte, in einem weitverbreiteten Gedicht mit den Eingangsversen

„Hast du des Blutes nicht genug getrunken,
Blutdürft'ger Tiger mit dem wilden Blick?
Sind noch zu wen'ge in den Staub gesunken,
Geopfert ihrem grausamen Geschick?
Du schreitest stolz auf unsrer Brüder Leichen,
Ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund;
Kein Jammer kann dein Tigerherz erweichen,
Nur Trug verrät dein lügenhafter Mund“ —

der glühenden vaterländischen Empfindung seiner Seele Ausdruck gegeben. Einst saß er mit seiner Familie bei Tische, als gerade aus Rußland die schauer- und entsetzenerregenden Nachrichten vom Untergang so vieler braver Söhne des deutschen Volkes durch Napoleons Schuld eintrafen. In höchster Erregung sprang Oberhelfer Vischer von seinem Sitze auf, und, indem er die Weinflasche drohend wie eine Waffe in der Luft schwang, rief er aus: „Nur haben möcht' ich ihn, nur haben!“ Mit einer ganz ähnlichen Wucht vaterländischen Zornes hat nachmals der Sohn die Waffe des unerbittlichsten Hohns gegen den „Croupier“ Napoleon III. geschwungen ²⁾ zu einer Zeit, da noch alle Welt vor dem großen Herrn auf den Knien lag. Den vom Vater ererbten Haß gegen den Namen und die Politik der Napoleoniden steigerte noch dessen allzufrüher Hingang, der, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar durch Napoleon I. verschuldet war. Als nämlich im Jahre 1813 die kranken und verwundeten württembergischen Sol-

1) Archiv für die Theologie von Bengel 1 (1816), 558—563.

2) Vergl. Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky, Faust der Tragödie dritter Teil. 5. Aufl. Tübingen 1901.

daten von den Leichenfeldern der napoleonischen Feldzüge alle nach Ludwigsburg gebracht wurden, brachen in dem überfüllten Militärspital und bald auch in der Stadt giftige Fieber aus. Ungeachtet der großen Ansteckungsgefahr übte Oberhelfer Vischer mit fast übermenschlicher Anstrengung furchtlos sein Amt an Kranken- und Sterbebetten aus, bis er selbst von der tückischen Seuche ergriffen wurde. In wenig Tagen war der kräftige 45jährige Mann eine Beute des Todes.¹⁾

„Auf des Morgens goldnen Toren
Lag die schwere, schwarze Wolke.“

Mit dem Hingang des Vaters war für seine Familie der Aufenthalt in Ludwigsburg abgeschlossen. Die Mutter, eine weiche, grundgute, begabte, für Kunst und Poesie sehr empfängliche Frau, zog mit ihren drei Kindern nach Stuttgart, wo ihr der Rat und die Hilfe von Verwandten und Freunden zur Seite stand. Doch kam Friedrich auch in den folgenden Jahren öfters in seine Geburtsstadt, wo er im Hause „der guten Frau Majorin“ Bilfinger ein stets willkommener und liebevoll aufgenommener Gast war. Und wenn er auch später von seiner Erinnerung an die Vaterstadt das Gefühl der Trauer und der Wehmut niemals ganz zu trennen vermochte, so ist doch der Grundton dieser Erinnerung immer ein freundlicher geblieben.) — In Stuttgart besuchte Friedrich das Gymnasium; nicht selten sah man ihn auch in den Werkstätten der dortigen Künstler; denn er wäre für sein Leben gerne ein Maler geworden. Aber solche Wünsche scheiterten an der Ungunst der Verhältnisse, die dem reichbegabten Knaben nur dann eine höhere Laufbahn verstatteten, wenn ihm die durch das Landexamen erreichbaren Stipendien zu Hilfe kamen. So wurde Friedrich für den geistlichen Stand bestimmt.

Nach abgelegter Prüfung trat er in das niedere Seminar zu Blaubeuren ein. Hier traf er es aus mehr als einem Grunde

¹⁾ Eine große Trauer ging beim Hinscheiden des allverehrten Seelsorgers durch die Stadt. Bald verwandelte sich die laute Klage in wehmütigen Dank, der in einer Sammlung für ein Denkmal auf das Grab des opfermutigen Geistlichen seinen Ausdruck fand. Noch heute bezeugt ein kunstreicher Gedenkstein auf dem alten Friedhofe, von der Meisterhand Isopis gemeißelt, die „Dankbarkeit der Gemeinde“ Ludwigsburg.

²⁾ Vergl. die Gedichte: „Der erste Schnee“, Lyrische Gänge S. 18 und „In der Vaterstadt“, ebendas. S. 275.

glücklich: eine anziehende, höchst malerische Umgebung, hervorragende Lehrer, unter denen Professor Kern und besonders der nachmalige Begründer der Tübinger Schule, Christian Baur, durch Geist und Wissen wie durch edle Charaktereigenschaften die Jugend zu sich emporzogen, und dazu eine so ungewöhnlich reiche Zahl hervorragend befähigter, vorwärtstrebender Mitschüler, wie man sie wohl nie in einem Jahrgang beisammen gesehen hat. In dem Kreise, dem er nun verschrieben war, nahm Vischer einen der vordersten Plätze ein. Der Leiter des Seminars, Ephorus Reuß, der seine Schüler treffend zu beurteilen wußte, bezeugt von ihm beim Abgang der „Promotion“: „Vischer ist bereits etwas geworden und kann noch viel werden; er könnte recht gut Primus sein.“¹⁾ Auch seinen Mitschülern war er viel. Der Trieb, den jugendlichen Frohsinn zu betätigen, scheint bei ihm besonders stark gewesen zu sein. David Friedrich Strauß, sein Freund und Mitschüler, nennt ihn in der Schilderung jener Blaubeurer Jahre „die Seele jeder heiteren Gesellschaft oder komischen Darstellung durch die Fülle von Originalität, Witz und Humor, die er entwickelte“. Mit ungetrübtem Glücksgefühl sah Vischer selbst auf diese Zeit unschuldiger Jugendlust und erster Jugendfreundschaft zurück, und immer frisch, wie ein Stück Gegenwart, blieb sie in seiner Erinnerung lebendig. Noch in seinem späten Alter hat er „die alterbraunen Klosterhallen im grünen felsigen Tal“ mehrfach aufgesucht und seine Eindrücke aus Vergangenheit und Gegenwart in Versen wiedergegeben, die zum Schönsten und Tiefsten gehören, was die lyrische Dichtung aufzuweisen hat. Einige wenige Strofen aus dem Gedichte „Jugendtal“,²⁾ das Mörikes vielbewundertem „Besuch in Urach“ an die Seite zu stellen ist, mögen dafür Zeugnis ablegen.

„Da bist du ja im Morgenstrahl,
Mein nievergeßnes Jugendtal!
Der Berge Kranz, die wundervolle Quelle,
Städtchen und Kloster, alles ist zur Stelle.

Noch immer steigt, gezackt und wild,
Empor seltsames Felsgebild,
Burgtrümmer schauen über Höhlenschlünde
Auf stillen Fluß und zarte Wiesengründe.

¹⁾ Vergl. Theobald Ziegler, David Friedrich Strauß I, 33.

²⁾ Lyrische Gänge, S. 247.

Laut reget sich ein Knabenschwarm,
Zu zweien manche, Arm in Arm,
Mit hellem Aug' und rosenroten Wangen
Dort aus dem Kloster kommen sie gegangen.

O Duft, o Kelch der Blütezeit!
Der Jugend süße Trunkenheit!
Die Liebe weint, der holde Mutwill sprühet,
Die Seele singt, der goldne Himmel glühet.

Du dort in der gedrängten Schar,
Du mit dem weichen Lockenhaar,
Dich kenn' ich näher, munterer Geselle,
Ja, du bist ich auf meiner Jugend Schwelle.

Wie lachte ich das Leben an!
Wie sprang ich jauchzend in die Bahn!
Wie arglos wohnte neben wilden Scherzen
Gesunder Ernst im frischen, schlichten Herzen!

Fern leuchtet Rom und Griechenland
Durch die geteilte Nebelwand,
Von Platos Silbersittigen gehoben
Schwebt fromm und stolz der junge Geist nach oben.

Nicht ebenso befriedigt spricht sich Vischer über seinen Aufenthalt im Tübinger Stift aus. Die klösterliche Einrichtung ließ keine wahre Jugendheiterkeit aufkommen; seine feinere Empfindung wurde durch die Unsauberkeit in den Räumen der Anstalt verletzt und sein Verlangen nach dem freien studentischen Leben des „Stadtburschen“ niedergehalten durch den belastenden Zwang der damaligen Stiftsgesetze. Für diese Verkürzung vermochte „das Bewußtsein des wissenschaftlichen Ernstes der Studien“ nicht voll zu entschädigen.¹⁾

Übrigens war dieses stolze Gefühl geistigen Strebens bei Vischer nicht von Anfang an vorhanden. Anthropologie und Philologie, diejenigen Wissenschaften, die nach der Studienordnung des Stifts zuerst an die Reihe kamen, und die seine geistige Entwicklung zu fördern vorzüglich geeignet gewesen wären, wurden ihm durch schwunglose und abgeschmackte Lehrer verleidet. So blieb der Zug zum prüfenden Denken, der mit dem starken Phantasieleben in ihm durch jene Fächer zu vereinigttem Wirken hätte gerufen werden können, zunächst ohne alle Nahrung; von Kunstgeschichte mit An-

¹⁾ Vergl. Vischer, Altes und Neues, 3. Heft S. 250 ff.

schauungsmitteln wußte man damals ohnehin in Tübingen nichts, und den Namen Archäologie hat Vischer während seiner Studienzeit überhaupt nie nennen hören. Da gleichzeitig auch sein Seelenleben in dunkel gärender Entwicklung allmählich die kindlichen Glaubensvorstellungen abstreifte, so überließ er sich längere Zeit hindurch melancholischen Stimmungen, in denen er sich unter dichterischen Klagen über das allgemeine Nichts nach dem Tode sehnte. Er ahnte noch nicht, daß dies das Erwachen des Denktriebes sei, der ihn nun bald in ein inniges Verhältnis zur Philosophie bringen sollte. Hiezu verhalfen ihm die Aufsätze, die er nach einer weisen Stiftseinrichtung für die Repetenten auszuarbeiten hatte. Jetzt studierte er die alten und die neueren Philosophen. Kant, Fichte und Schelling — Hegels Gestirn war damals über Tübingen noch nicht aufgegangen — brachten wieder einen frischen Zug in sein Wesen. Auch als er in die Semester des theologischen Studiums einrückte, gab ihm die Beschäftigung mit Schleiermacher, dessen spinozistischen Pantheismus er sehr bald klar durchschaute, immer wieder Anlaß, sich mit philosophischen Fragen auseinanderzusetzen. Die Theologie, die inzwischen in dem von Blaubeuren an die Universität berufenen Christian Baur einen anregenden Vertreter gewonnen hatte, wurde darüber nicht vernachlässigt; Vischer hat sie vielmehr als seine Berufswissenschaft mit soviel beharrlichem Fleiß und eindringender Gründlichkeit studiert, daß er, der spätere Dichter des köstlichen Lustspiels „Nicht I a“, selber mit dieser glänzenden Note aus der Prüfung hervorgegangen ist.

Nach vollendeter Studienzeit aber folgte er mit wachsendem Eifer der Anziehungskraft, welche die Hegelsche Philosophie, damals auf alle strebenden Geister ausübte. Seine Anstellung als Vikar in Horrheim und als Repetent in Maulbronn ließ ihm hiezu hinlänglich Zeit. In der ehemaligen Maulbronner Cisterzienserabtei mit ihren altherwürdigen Kreuzgängen, den herrlichen Hallen, der kunstvollen Kirche und den zugehörigen altertümlichen Klostergebäuden fand aber auch sein angeborener Kunstsinne reiche Anregung. Was damals etwa auch der Faustturm und Fausts Heimat, das nahe Knittlingen, dem späteren geistvollen Faust-Erklärer zu sagen hatte, der zum Verständnis dieser Dichtung mehr beigetragen hat als alle anderen Faustforscher zusammengenommen, darüber fehlt uns meines Wissens jede Kunde.

An den Werken der großen Dichter, insbesondere an den Dichtungen Shakespeares, fand Vischer nach seinen eigenen Mitteilungen

erst auf seiner Magisterreise ein größeres Wohlgefallen, und zwar während seines Aufenthalts in Göttingen, wo seine Schwester verheiratet war; und der Zufall hat es gefügt, daß später gerade diese Stadt es sein sollte, von der aus sein Sohn Professor Dr. Robert Vischer des Vaters unvergleichliche Vorträge ¹⁾ über die Werke des großen Briten in die Welt senden konnte. Freilich, auch dieser jungen Liebe widmete Friedrich Vischer damals nur die Feiestunden; denn sein Hauptstudium blieb auch während der Reise die Hegelsche Philosophie. Sogar in Berlin, wo er eifrig von neuem Vorlesungen hörte, und nebenbei eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten kennen lernte, stand sie ganz im Mittelpunkt seines Denkens. Aber merkwürdig! Mitten unter diesen philosophischen Beschäftigungen regte sich in seinem Geiste allmählich der Trieb, der ihn auf dasjenige Gebiet hinwies, auf dem seine Gaben ihre Kraft in reichster und fruchtbringendster Wirksamkeit entfalten sollten. In einer Vorlesung über Göthe als Dichter tauchte zum erstenmal vor seiner Seele der Plan auf, dereinst als Repetent in Tübingen akademische Vorträge über Göthes Faust zu halten. Das Schicksal hatte ihm einen ersten Fingerzeig gegeben, um ihn kurz darauf vollends ganz auf den richtigen Weg zu leiten. Er war „aufs Auge organisiert“; aber die Gegenstände, an denen sich dieses hätte bilden können, waren seinem Gesichtskreis noch immer verschlossen geblieben. Jetzt sollte ihm die Welt ihren Lichtglanz offenbaren.

In dem dunklen Drange, doch auch etwas von der Welt kennen zu lernen, wählte er für seine Rückreise den Weg über Dresden, Prag, Wien und durch Tirol, um über München die Heimat wieder zu erreichen. Nun sah er die weite Welt: unbekannte Länder, umwoben vom Reiz des Fremdartigen und Völker in buntfarbigen Trachten; Werke der Malerei und Gestalten der bildenden Kunst; Schöpfungen der Dichtkunst und die gewaltig ergreifende Gebirgsnatur traten seinem äußeren und inneren Sinn so tief und innig nahe — und das alles mitten in einer von Wehen der französischen Revolution und anderen Weltereignissen

¹⁾ Shakespeare-Vorträge. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. 6 Bände. Stuttgart 1899-1905. Band ist bereits in 2. Aufl. (1905) erschienen. — Auch: Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. Herausgeg, von Robert Vischer. Stuttg. 1898, — sowie: Altes und Neues. Von demselben. Stuttg. 1889, mögen hier erwähnt sein.

bewegten neuen Zeit — daß sich, ihm Selbst fast unbewußt, die Wendung zur Welt der reinen Form in seinem Geiste vollzog. Die tiefe, dunkel gärende Entwicklung seines Seelenlebens, die fast gleichzeitig mit dem Studium der Theologie eingesetzt hatte, war in das Stadium der Klärung eingetreten. Das Reich des Schönen war und blieb fortan Vischers Heimat und Beruf.

In Tübingen Repetent geworden, las er, wie er sich in Berlin vorgenommen hatte, zunächst über Göthes Faust und bald auch über Ästhetik, während sein Freund und Amtsgenosse David Friedrich Strauß zu gleicher Zeit sein „Leben Jesu“ schrieb, ein Werk, das alsbald die ganze wissenschaftliche, ja die gesamte gebildete und ungebildete Welt in Aufregung versetzte. Vischer, der sich in dem um das Straußsche Werk entbrennenden Kampfe der Geister Schulter an Schulter neben den Freund stellte, war sich bald völlig klar darüber, daß er jetzt gewissenshalber kein Pfarramt mehr annehmen könne, so sicher auch das Brot war, das es dem Vermögenslosen vor den Mund hielt, und so unsicher die Zukunft, der er entgegen ging. Entschlossen habilitierte er sich 1837 in Tübingen als Privatdozent für deutsche Literatur und Ästhetik; bei der Disputation war Karl Gerok, der spätere Prälat und Dichter, sein Schildknappe. Vischers Lehrtätigkeit war äußerlich und innerlich von großem Erfolg begleitet. Scharenweise drängten sich die Studenten in seine Vorlesungen. Denn hier war alles vereinigt, was den jugendlichen Geist anzieht: ein unbefangener Blick für das Schöne in Poesie und Kunst; fesselnder und anregender Gedankengehalt, gepaart mit unbestechlichem Wahrheitssinn; volle Herrschaft über den zu behandelnden Stoff und ein jugendlich feuriger Vortrag, gewürzt durch treffsicheren Witz. Schon nach einem Jahr wurde Vischer zum außerordentlichen Professor ernannt.

Bisher war er wesentlich Büchergelehrter gewesen. Aber

„Fürbaß
Ohn' Unterlaß!
Nicht im blutgen Feld allein
Kann man Marschall Vorwärts sein“ —,

war sein Wahlspruch, und so verschaffte er sich das, was ihm noch fehlte, die für einen Mann seines Fachs unentbehrliche Anschauung, die ihm die kunstarme Umgebung von damals nicht geben konnte,

im nächsten Jahre auf einer Reise nach den Heimatländern der Kunst. In Italien und Griechenland,

.... „wo so rein
Die klaren Lüfte hauchen,
Da, wo aus jedem Mauerstein
So mächt'ge Bilder tauchen“,

da dringt er mit hell und scharf empfindendem Sinn und Geist ein in den Reiz der Linien und Formen, da findet er den Schlüssel zum „Morgentor des Schönen“, das ihm nun willig den heiß ersehnten Zugang „in der Erkenntnis Land“ freigibt. Und so tief und gewaltig ist die Wirkung auf sein Anschauungsvermögen, Empfinden und Denken, ja auf sein ganzes Wesen und Sein, daß er selbst von sich bekennt: „Ich wüßte gar nicht, wer der ist, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuscheiden, was ich dieser Reise verdanke.“

In solchem Maße innerlich gewachsen und bereichert kehrt er zurück, und was er geschaut und im Geist geordnet, das faßt er, mit gewaltiger Gedankenarbeit einen unermeßlichen Stoff bis ins kleinste philosophisch durchdringend, in dem gewaltigen Werk seiner Ästhetik zusammen, das, soviel er auch später an dem Aufbau geändert und preisgegeben hat, als ein mächtiger Grundpfeiler der gesamten Wissenschaft des Schönen seinen Namen in der Geistesgeschichte unseres Volkes lebendig erhalten wird. Allerdings, das Dornengehege der wissenschaftlichen Paragraphenform, mit welchem er sein Werk umgeben hat, macht es niemand leicht, in seine reichen Goldadern einzudringen; aber „die unendliche Fülle der Einzelzüge, der geistvoll seinen Beobachtungen aus allen Gebieten des Naturschönen und der Künste, die er wie im Verschleudern in Anmerkungen ausstreut, der Goldstaub, den er, ein Krösus des Geistes, mit verschwenderischer Hand unter die Menge wirft, trägt, längst von zahllosen Fingern erhascht und in landläufiges Kleingeld ausgemünzt, sein geistiges Kapital fruchtbringend durch die Nation, durch die Welt“. So urteilt über dieses Werk Julius Klaiber, Vischers unmittelbarer Nachfolger auf seinem Lehrstuhl in Stuttgart.¹⁾ „Vischer hat in diesem großen Werke jenen erhabenen Idealismus aufgerichtet, dem das Schöne nicht müßiger Schmuck des Lebens, nicht selbstisches Genießen, auch nicht bloße Zusammen-

¹⁾ Rede zur Enthüllung des Vischer-Denkmal in Stuttgart; Neues Tagblatt vom 3. Juli 1889 Nr. 153.

stimmung gefälliger Formen ist; er zählt die Kunst zu den höchsten Kulturidealen der Menschheit, weil er das Wesen der Schönheit darin erkennt, daß ein wertvoller Inhalt, ein idealer Sinn sich selbst in vollendeter Form zur Erscheinung bringt, und weil er unerschütterlich fest in der Erkenntnis steht, daß das Schöne in seiner tiefsten Wurzel aus jenem heiligen Urgrund aufsteigt, wo es mit dem Wahren und Guten eins ist.“ Vischer hatte den Plan seiner Ästhetik einige Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Süden aufgestellt; sie im einzelnen auszuarbeiten, dazu sollte ihm mehr Muße gelassen werden, als er damals ahnen konnte.

Im Jahre 1844 rückte er zum ordentlichen Professor vor. Ein Feuergeist, eine Kampfnatur kündigte er in der Antrittsrede, die er aus diesem Anlaß zu halten hatte, seinen Feinden „einen Kampf ohne Rückhalt, volle ungeteilte Feindschaft, offenen, ehrlichen Haß“ an. Er hatte unter „den Feinden“ zunächst nur diejenigen gemeint, die seine Beförderung mit unrechten, hinterlistigen Mitteln bekämpft hatten. Aber er hatte sich schon früher durch seine scharfe Kampfweise manchen zum Gegner gemacht und namentlich den Pietismus und die Rechtgläubigkeit schonungslos angegriffen, selbstverständlich nicht aus Lust am Streit, sondern weil er das Unehliche, das sich innerhalb dieser Richtungen breit machte, und die Unduldsamkeit, mit der sie Andersdenkende verfolgten, haßte. Jetzt fühlten sich alle seine Gegner getroffen und zum Kampfe aufgerufen. Jetzt entfesselte sich ein Sturm gegen ihn, in dem jedes Kampfmittel für erlaubt galt. Er endigte zunächst damit, daß Vischers Feinde seine Amtsenthebung auf zwei Jahre durchsetzten. An demselben Tage, an welchem ihm die Strafverfügung eröffnet wurde, ward ihm sein erster Sohn geboren.¹⁾ Zu gewohnter Stunde betrat er den Lehrstuhl mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Wischer und einen kleinen Vischer, eine kleine Unmuße und eine große Muße erhalten.“ In dieser Weise half er sich mit dem Trost des Humors über den trüben Tag hinweg; dennoch fühlte er sich jahrelang von dem peinlichen Selbstvorwurf bedrückt, daß er das über ihn verhängte Amtsverbot sofort mit einem Entlassungsgesuch

¹⁾ Der kräftige und gesunde Knabe, Kuno war sein Name, ist 1845 gestorben. Der zweite Sohn Robert, bekannt als Professor der Kunstgeschichte in Göttingen und als Herausgeber der Vorlesungen seines Vaters (s. o. S. 10), wurde 1847 geboren. Vergl. hiezu und zum Folgenden: Keindl, Friedrich Theodor Vischer, Prag 1907.

hätte beantworten sollen. Er benützte die ihm auferlegte Muße, um, wie wir gehört haben, die beiden ersten Bände seiner Ästhetik auszuarbeiten. Auch mancher kampfesfrohe Aufsatz ward damals geschrieben. So vergingen ihm die beiden Ruhejahre in angestrengtester Tätigkeit. Als sich die Pforten seines Hörsaals wieder öffneten, wurde er von dreihundert Studenten mit jubelnden Zurufen dort empfangen.

Mittlerweile war der Sturm in die Zeit gefahren. Es kam das Jahr 1848, und es konnte nicht anders sein, als daß Vischer in seinen Wirbel mit hineingezogen wurde. In Reutlingen zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt, um für Freiheit und Einheit des deutschen Volkes zu wirken, stand er mit Uhland und anderen Württembergern auf seiten des großdeutschen Liberalismus und siedelte schließlich, obwohl unbefriedigt von allem, was er in Frankfurt erlebt hatte, mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart über. Als sich in der dumpfen Folgezeit der Liberalismus in die wissenschaftliche Welt der Gelehrten zurückziehen mußte, blieb er immer noch einer der Führer unter den oppositionellen gelehrten Politikern, denen das deutsche Volk so viel Dank schuldig ist.¹⁾ Später aber, als infolge des Krieges von 1866 die Frage der deutschen Einigung ihrer Lösung näher gerückt war, hat sich Vischer mehr und mehr mit dem Gang der Ereignisse zu befreunden vermocht, und als endlich im Jahre 1870/71 „von Heldenblut getränkt der Baum seines Volkes den stolzen Wipfel und die stolze Krone entfalten durfte“, da hat er „sein Denken korrigiert“ und sich völlig mit den geschichtlichen Tatsachen ausgesöhnt.

Es hing während der Reaktionszeit mit den politischen Verhältnissen zusammen, daß manches sachlich zwar wohlberechtigte, aber in der Form herbe und schneidige Wort von Vischer ausging. Dafür lohnten ihm seine Widersacher mit heimlicher Angeberei und mit gewerbsmäßiger Verdrehung seiner Äußerungen. Ja, im Jahre 1854 erschien ein Roman unter dem Titel „Eritis sicut deus“, in dem Vischer in den Mittelpunkt gestellt war — das ganze Machwerk ein Gewebe, entsprossen aus dem Boden der Lüge und Verleumdung und gesponnen vom Haß und vom Fanatismus. Die fromme Verfasserin — denn eine Dame will es gewesen sein —

¹⁾ Vergl. Lemcke, Fr. Th. Vischer, in der Zeitschrift für bildende Kunst 23 (1888), 93-103.

setzte der Sache damit noch die Krone auf, daß sie sich für die Herstellung ihres Lügengewebes auf unmittelbare göttliche Eingebung berief. Dieser Roman fand mit wohlangebrachten Bleistiftstrichen versehen seinen Weg sogar auf einen Schreibtisch an höchster Stelle. Als Vischer daher im Jahre 1855 einen Ruf an die beiden Hochschulen in Zürich erhielt, wurde ihm der Entschluß, aus dem Vaterlande zu scheiden, nicht allzu schwer.

Mit Freuden in Zürich aufgenommen, fühlte er sich nach den aufregenden heimischen Kämpfen in der kräftigenden Schweizerluft frei und wohl. Er vollendete seine Ästhetik und lehrte mit ungeheurem Beifall. Manchen Freundschaftsbund fürs Leben hat er dort geschlossen; namentlich ist er zu dem Dichter Gottfried Keller in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. Seiner weitreichenden Stimme hatte es dieser zu danken, daß seine köstlichen Novellen früher allgemeine Verbreitung fanden, als dies wohl ohne Vischers Empfehlung der Fall gewesen wäre, wie er es denn auch gewesen ist, der zuerst unter allen die Dichtungen Mörikes in ihrem vollen Wert erkannt hat und mit seinem gewichtigen Wort immer wieder für sie eingetreten ist.

Elf Jahre hat Vischer in der Schweiz zugebracht. In Württemberg hatte sich inzwischen die Stimmung allmählich zu seinen Gunsten geändert, und in weiten Kreisen sah man es als eine Ehrenpflicht an, den berühmten Gelehrten, Dichter und Vaterlandsfreund für die Heimat wieder zu gewinnen. Da ward endlich im Jahre 1866 durch seinen früheren Schüler, den Minister Golther, altes Unrecht an ihm gesühnt. Vischer wurde ehrenvoll zurückberufen und wie in Zürich für beide Hochschulen, für die Universität in Tübingen und das Polytechnikum in Stuttgart zugleich, verpflichtet. Von nun an schied er nicht mehr aus dem Vaterlande; auch als bald darauf ein Ruf aus München einen ungleich größeren Wirkungskreis in Aussicht stellend an ihn erging, blieb er der alten Heimat getreu. Freilich, das zeigte sich bald, daß die Doppelstellung mit ihrem ruhelosen Reisezwang und der unvermeidlichen Zeit- und Kraftvergeudung nicht zu halten war. Deshalb entschloß sich Vischer, der schon vorher für die Verlegung der schwäbischen Universität nach Stuttgart manche Lanze eingelegt hatte, ganz nach Stuttgart überzusiedeln. Er war sich der Verengung seines Wirkungskreises, die er sich damit auferlegte, wohl bewußt. Aber andererseits schätzte er auch den Ersatz, der sich ihm in Stuttgart ohne sein Zutun für dieses Opfer darbot,

nicht gering. Er wurde sofort der Mittelpunkt für alle höher Gebildeten und für alle, die nach höherer Bildung strebten. Ein, großer Kreis von Zuhörern, junge Studenten, gereifte Männer und Damen der verschiedensten Lebensalter scharten sich in seinem Hörsaal um seine Person. Man muß ihn dort selbst gesehen, man muß ihn gehört haben, wenn man sich ein zutreffendes Bild von seiner Persönlichkeit machen will. ¹⁾ Genau zehn Minuten nach dem Glockenschlag betrat er den Hörsaal. Sobald er den Lehrstuhl bestiegen hatte, war jedes Auge auf ihn geheftet, jeder Nerv von Erwartung gespannt. Und nun begann seine Rede, edelgeformt, von entzückendem Wohlklang und von Anfang bis zum Ende ein Beweis von der lebendigen Herrschaft des Geistes über den toten Stoff. In wunderbarem ringendem Werden entwickelte sich eins aus dem andern, bis zuletzt das Ergebnis fast mit Händen greifbar in reiner Klarheit vor dem inneren Auge des Hörers vollendet dastand. Mit unvergleichlicher Meisterschaft wußte dabei seine bilderreiche Phantasie, sein naturwahrer Humor, sein sichertreffender Witz des Stoffes niederdrückende Schwere zu erleichtern. ²⁾ Seine

¹⁾ Vergl. Frapan, Ilse, Vischererinnerungen. Stuttgart 1889, und v. Günthert, Jul. Ernst, Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Stuttg. 1889.

²⁾ Es sei gestattet, hier ein Beispiel anzufügen. Als Vischer in seiner Vorlesung über neuere deutsche Poesie bei Besprechung der Balladen Schillers an den „Gang nach dem Eisenhammer“ kam, zeigte er zunächst den schönen epischen Aufbau des Gedichts, rühmte die treffliche Charakterisierung des Grafen und die dezente Darstellungsweise des Dichters, die das, was mit Robert geschah, nicht mitteilt, sondern nur erraten läßt, würdigte die künstlerisch schöne, fließende Sprache und die einfache runde Erzählung. Dann fuhr er fort: Es sind jedoch zwei Anstände vorhanden, die den Genuß des Gedichtes beeinträchtigen. Zwar daß Schiller den Hergang der Messe in weitschweifiger Breite schildert und Fridolin noch nach deren Beendigung zwölf Paternoster beten läßt, kommt nicht auf seine Rechnung, sondern auf die der gläubig frommen Zeit, in die sich der Dichter hinein versetzt hat. Das wäre also an sich kein Tadel. Aber Schiller verrät doch mit jedem Wort seiner modern hellen Sprache den aufgeklärten freisinnigen Mann, der etliche Himmel weit über solche Anschauungen hinweg war. Das stimmt nicht zusammen und wirkt deshalb störend. Dazu kommt noch die Vorsehungssage selbst. Fridolin wird angeblich durch eine ausdrückliche Handlung der Vorsehung, also durch das, was man sonst Zufall nennt, gerettet. Diese Anschauungsweise ist an sich bestechend, weckt aber bittere Gedanken. Wie sind die Millionen zu zählen,

Stimme gehorchte ganz dem Gebote des Inhalts. Mächtig entlud sie sich im Donner des sittlichen Grimms, wenn es galt, Lüge und Falschheit zu enthüllen, Knechtssinn und Gemeinheit zu brandmarken; hinreißend beredt und begeisternd strömte sie dahin, wenn er den Segen der Arbeit rühmte und für die Pflicht selbstlosen Wirkens für das Gute erglühte; schneidend scharf konnte sie durch den Saal zischen, wenn er die wohlgezielten Pfeile des Spottes versandte; und dann wieder wie weich und sanft, wie zart und innig erklang sie in den Worten der Liebe, der Hingebung und der Treue; wie markig und ruhig in den Äußerungen echter, kernhafter Männlichkeit! Vischers Vorträge sind oft gerühmt worden. Man hat sie eine Quelle nachhaltigen Genusses, ein stählendes Gedankenbad genannt, und ich könnte hinzufügen, daß man bei ihm gar manches lernte,

die in früheren Zeiten um ihres Glaubens willen oder wegen des Hexenwahns unschuldig gemartert und zu Tode gequält worden sind? Warum hat die Vorsehung zu ihrer Rettung nicht auch eingegriffen? Solche Gedanken lassen sich nur auf philosophischem Umweg besiegen. Und war es denn wirklich nötig, das rettende Säumen Fridolins gerade in die Kirche zu verlegen? Hätte er, anstatt dahin zu gehen, seine Schritte etwa nach einer Schenke gelenkt und sich zu vier dort sitzenden Ofenknechten gesellt mit den Worten:

Erlaubt mir, ihr heitern Zünfte,
Ich sei in eurer Mitte der fünfte! —
wäre er dann nicht ebenso sicher gerettet worden?

Vischer besprach darauf noch einige andere Balladen und schloß dann: Wir haben bei Betrachtung dieser Balladen zweierlei Schiller gefunden, einen Männerschiller und einen Frauenschiller. Ersterer tritt uns entgegen in den Gedichten „Der Handschuh“, „Der Kampf mit dem Drachen“, „Der Taucher“ u. ähnl., letzterer in dem „Ritter von Toggenburg“, dem „Gang nach dem Eisenhammer“, dem „Grafen von Habsburg“ u. a.; durchschnittlich sprechen jene Gedichte die Männer, diese die Frauen am meisten an. Wir haben auch zwei Schillerbildnisse, in denen dieser Gegensatz zum Ausdruck kommt. Den ganzen Schiller drückt Danneckers Büste aus. Thorwaldsen aber hat bei seinem Schillerstandbild die Stirnlinie zu scharf gezogen, so daß Schiller in seiner Darstellung nur als Denker, als Männerschiller erscheint. Das Bild von Ludovika v. Simanowiz hingegen entspricht der andern, der sentimental Seite des Dichters, es ist der ausgesprochene Frauenschiller. Sitzt er nicht mit der vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem sanften Ausdruck des Gesichts, dem umgelegten weißen Kragen und der breiten Krause da, als ob er eben sagen wollte:

„Ein frommer Knecht war Fridolin“? —

was man sonst nirgends hören konnte. Aber damit ist noch lange nicht alles gesagt; die Hauptsache ist, daß seine Zuhörer als bessere Menschen aus seinem Unterricht hervorgingen. Mußte diese Wirkung nicht mit Notwendigkeit von einer Persönlichkeit ausgehen, deren ganzes Denken, Wollen und Wirken von der Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne getragen war, und deren Kraft nur in treuester Pflichterfüllung Befriedigung suchte und fand? Ist doch das geflügelte Wort von ihm ausgegangen: „Das Moralische versteht sich immer von selbst.“

Das Werk, durch welches dieses große zündende Wort allgemeine Verbreitung erlangte, erschien im Jahre 1879 unter dem Titel „Auch Einer“ und behandelt im Lebensschicksal Albert Einharts die große Aufgabe des Menschen, eine harmonische Stellung zum Weltall zu gewinnen. Dadurch, daß der edel angelegte, mit offenem Sinn für das Große begabte und von hohem Pflichtgefühl erfüllte Held auch mit einem krankhaften Grad von Empfindlichkeit ausgestattet ist, und den Verdruß über die lästigen Zufälle, die das Tun und Genießen des Menschen zu kreuzen pflegen, doppelt und zehnfach mehr empfindet als andere gesunde Naturen, daß er fortgesetzt, „ein Prometheus im kleinen, nicht vom Geier, sondern von den Spatzen zerhackt“, gegen „die Tücke des Objekts“ anzukämpfen hat, daß ihm ein Katarrh schließlich im entscheidenden Augenblick sein Lebensglück zerstört — dadurch wird er zu einer Figur, die halb komisch halb tragisch ebensowohl unser Gelächter als unser Mitleid erregt. Unsere Literatur hat nicht allzuvielen gleichwertige Werke aufzuweisen, so eigenartig, so geistsprühend, so menschlich fühlend, so reich an großen und tiefsinnigen Gedanken, so ergreifend durch Offenbarungen aus dem tiefinnersten Seelenleben, so sprachgewaltig und so treu deutsch. Ein solches Werk konnte nur von einer so hochbegabten, starken und leidenschaftsfähigen Dichterpersönlichkeit ausgehen, wie sie dem deutschen Volke in Friedrich Vischer geschenkt ward.“¹⁾

Daß Vischer ein Dichter sei, das wußte man übrigens, wie billig, in seiner Vaterstadt zuerst. Denn in einer Ludwigsburger Druckerei ist sein erster dichterischer Scherz, die Moritat vom „Datpheus“, die er in einem Alter von 18 Jahren unter dem Namen Philipp Ulrich Schartenmayer veröffentlicht hat, gedruckt und ins Land hinaus gesandt worden. Vischer hat später noch

¹⁾ Vergl. W. Lang, Fr. Th. Vischer. Deutsche Rundschau Bd. 60, Juli und August 1889. S. 29 ff., 229 ff.

öfters den Knittelvers benützt und ihn namentlich in seinem allgemein bekannten köstlichen „Deutschen Krieg“, wie Theobald Ziegler treffend sagt, aus dem einfach Lustigen ins Bedeutsame hinaufgehoben, indem er den Philistersinn durch die Größe des Gegenstandes geadelt und ihm durch Humor die Weihe des sittlichen Hintergrundes gegeben hat.¹⁾

Eine noch größere, man möchte sagen gigantische Kraft nimmt Vischers Humor an, wo er sich mit der Satire verbindet wie im „Faust, der Tragödie dritter Teil“, dort schwingt er die Geißel über den altersschwachen zweiten Teil des Faust, an dem sich schon so mancher abgemüht hat, um am Ende mit Faust zu bekennen:

„Da steh ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor“.

Man hat Vischer dieses Buch vielfach übel genommen, ohne zu bedenken, daß er, allerdings er allein, ein Recht hatte, es zu verfassen, weil er von Goethe viel höher dachte als alle seine Bewunderer. Man vernehme nur, mit welchen Worten er eben in dem genannten Werke von Goethe spricht:

„Es schwebten Feen
Aus seligen Höhn
Und sangen um deine Wiege.
Ein himmlisches Rosenlicht
Umschwamm des Kindes Löckchen und Stirn.
Seliger Knabe du,
Hauchten segnend die Geisterstimmen,
Seliger Knabe du,
Einst wer dein Lied vernimmt,
Dem werde es wohl, der werde froh,
Leicht, leichter rinne sein Blut! —
Als Gott erschaffen die Welt,
Da sah er an, was er hatte gemacht,
Und siehe da, es war sehr gut.
Also sehn wir mit deinen Augen
Luft und Erde und Baum und Tier
Und der Menschen gute Geschlechter,
Ein solcher Goldglanz zittert um alles,
Was da ist.“ —

¹⁾ Ziegler, Theobald, Friedrich Theodor Vischer. Vortrag. Stuttgart 1893.

Damit haben wir zugleich eine herrliche Probe von Vischers Lyrik. Die lyrische Muse hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet; aber erst mit 64 Jahren faßte er den Entschluß, seine Gedichte, Altes und Neues, unter dem Titel „Lyrische Gänge“ erscheinen zu lassen. Der Titel war ein Anklang an seine früher erschienenen „Kritischen Gänge“, in denen er eine größere Zahl geistvoller Aufsätze und Abhandlungen zusammengestellt hat. Was diese Gedichtsammlung emporhebt über die große Menge anderer lyrischer Erzeugnisse, die zwar beim Lesen einen wohltuenden Ohrenschaus gewähren, das Innere aber unberührt lassen, das ist neben einer wunderbaren Fülle von treffenden Bildern ihr tiefer und reicher Gedankengehalt, aus dem man, so oft man auch das Buch zur Hand nimmt, immer wieder Neues schöpft. Neben anmutigem Getändel die herzerreißendsten Klagelaute, neben der Liebe der Zorn, neben dem idyllischen Frieden der Häuslichkeit das Schlachtengewühl und der Heldentod fürs Vaterland, neben den Liedern zum Preis der lieblichen schwäbischen Heimat die großen farbenglühenden Gemälde aus Griechenland, neben dem Ernst der sonnigwarme Humor — kurz alles, was den Menschen veredelt und bessert, erfreut und erquickt, ermuntert und fördert, warnt und mahnt, tröstet und beglückt, ist darin enthalten. Bald klingt der Amselton voll und klangreich an unser Ohr, bald pickt vertraulich die treue alte Schwarzwaldtochter, bald hören wir das Geflüster von den murmelnden Lippen des Wasserfalles, der durch die düstern alten Föhren dunkle Sagen von den Tagen der Sintflut trägt; dann wieder führt uns der Dichter auf das Kapitol, auf das Meer, auf das Schlachtfeld von Marathon und zum heiligen Dreiweg des Ödipus; jetzt tritt uns in dem Gedicht Ischias die leibhaftige Natur entgegen mit der erschütternden Frage:

„Wissen will ich, ob du dem Wahren
Wo du es selber mit klaren
Augen erkannt, wo man es voll
Und ganz erwarten darf und soll,
Ob du da in deinem ganzen Leben
Der Wahrheit hast die Ehre gegeben;“

und jetzt lädt er Uhland in unsere Mitte und stellt ihm einen Kellner vor, der — nicht einen „trüben Stern auf kalter Brust“ — sondern neben einem anderen Verdienstorden das eiserne Kreuz trägt; vor kurzem ist er noch im Kugelregen gestanden;

Da diente er bei andrem Schmause
Dem fürchterlichen Schlachtengott
In mörderischem Kugelsause
Bei Mars-la-Tour und Gravelotte.
Mit seinem Volk in Wehr und Waffen
Hat er im blutgestriemten Feld
Redlich am Reiche mitgeschaffen —
Zugleich ein Kellner und ein Held! —

Wie viel wäre sonst noch hervorzuheben, wenn man all' den Reichtum an geistsprühenden und packenden Gedichten auch nur andeuten wollte, welche die Sammlung enthält.

Wie viel auch von Vischers bisher nicht genannten Aufsätzen und sonstigen Schriften verdienten noch außerdem einen eingehenden Hinweis. In dieser kurzen Abhandlung müssen wir uns darauf beschränken, summarisch festzustellen, daß er in seinen späteren Schriften mehr und mehr die Rolle des „getreuen Eckarts“ seines Volkes übernahm, für den es kein ernsteres Herzensanliegen gab, als zu verhindern, daß unsere Nation hinabsinke in das Kleine und Gemeine.

Über all' diesen und vielen anderen Arbeiten war der achtzigste Geburtstag Vischers herangekommen. Er wurde in Stuttgart wie ein nationaler Festtag gefeiert, und aus allen Ländern deutscher Zunge traf eine überwältigende Menge von Zeichen der Verehrung und freudigster Teilnahme dazu ein. Im Vollbesitz seiner geistigen Kraft und ungebeugt von der Fülle der Jahre hat Vischer das Fest mitgefeiert und dankbar bekannt: „Der Mensch ist glücklich zu nennen, bei dem Pflicht und Neigung zusammengehen; das ist mir geworden.“ Am folgenden Tag hielt er wieder wie gewöhnlich seine Vorträge. Aber wenige Monate später, am 14. September 1887, sah er sich am Ziel seiner Laufbahn. Fernab von der Heimat, in dem schönen Gmunden, ist er fest im Geiste, wie er gelebt hatte, hinabgestiegen „ins dunkle Haus“, nachdem sein Auge nocheinmal die großgeschwungenen Linien des Hochgebirgs und die Herrlichkeit von Licht und Farben geschaut, in deren Glanz sich ihm einst sein Beruf für das Schöne enthüllt hatte.

Als ein Kämpfer hatte Friedrich Vischer seine Laufbahn begonnen; als ein Sieger, der auch seinen Gegnern volle Achtung abgenötigt hatte, verließ er die Welt. Alle, die ihre Zeit bewußt miterlebten, waren beim Eintreffen der Todesnachricht von dem schmerzlichen Gefühl bewegt, daß das deutsche Volk einen seiner

freisten und feinsten Geister verloren habe. Und was man schon bei seinem Hingang von ihm sagen konnte, daß vieles von dem, was er geschaffen und gewirkt hatte, in das Allgemeinleben der Nation übergegangen sei, das sehen wir heute in erweitertem Umfange bestätigt. Friedrich Vischer wird weiterleben nicht als bloßer Name, sondern als fortwirkende Persönlichkeit.

An die Enkelin.
27. September 1880.

Von Friedrich Theod. Vischer
mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

An des Lebens Eingangstore
Liegt vom alten Großpapa,
Liebe kleine Leonore,
Hier ein Kreuzlein für dich da.

Ist's nicht herb, ein Kreuz zu schenken?
Herb ist nur der erste Schein,
Denn Ersprießliches zu denken
Lädt das ernste Zeichen ein.

Gute Früchte wird es bringen,
Wenn man so die Seele stimmt,
Daß man Kreuz bei allen Dingen
Vornherein in Rechnung bringt.

Wer sich's merkt, der führt zu Munde
Bittern Kelch mit fester Brust
Und das Glück der guten Stunde
Beut ihm innigere Lust.

Süßer schmeckt des Lebens Blüte,
Trotz des Lebens Bitterkeit
Dem gesammelten Gemüte,
Das sich von der Furcht befreit.

Selten hat man dann zu klagen:
„Daß ich rasch genoß, mich reut's.“ —
Sieh, als Schmuck pflegt man zu tragen
Darum wohl das ernste Kreuz.

Briefe von Friedrich Theodor Vischer,
mitgeteilt von Robert Vischer und Johanna Fißler.

An David Friedrich Strauß.

Zürich d. 13. Dec. 1857.

Lieber Freund!

Heute, an einem ruhigen Sonntag-Morgen, will ich dir noch schreiben Ich bin jetzt im Zuge, deinen Hutten zu lesen, und spüre ihn in allen Gliedern. Du hast es verstanden, einen glühenden Stoff mit völliger Künstler-Ruhe, Objektivität, Gelehrsamkeit ganz in eine Form zu bringen, welche sich zuerst ganz kalt anrührt; wie man aber die Hand länger daran läßt, fängt es wieder an zu glühen, geht in die Fingerspitzen, alle Nerven und Seele ein Gluthstrom; das gefangene Feuer wird wieder frei und wirkt mit der vollen pathologischen Kraft. Ich fühle schon voraus das tragische Ende, wie es mit noch tieferer Schluß-Empfindung eintreten wird, als bei Frischlin.....

Zu was ich mehr zureden oll, zu Luther oder den Dichterbiographieen, weiß ich nicht. Die letztere Arbeit muß mehr in deiner Neigung liegen, entspricht näher dem, worauf du doch am innigsten gewiesen bist: dem Humanistischen, Schönwissenschaftlichen; die erstere ist mehr eine Arbeit, ein groß Monumentales und, nachdem du einmal den Gedanken gefaßt, eine Pflicht: Pflicht gegen Luther und die Welt. Was soll ich sagen, als: vereinige Neigung und Pflicht; thu das Eine und laß ja das Andere nicht; vielleicht ist relativ auch Gleichzeitigkeit möglich, das Eine mehr Anspannung, das Andere mehr Erholung. Luther ergänzt den Hutten so sehr; der Letztere faßt eigentlich die innere Seite nicht, da hat er antikisirend nur den Tugendbegriff. Wie wollte ich mich aber auf der andern Linie namentlich auf den Göthe freuen!

Zu dem 3. Th. Krit. Gänge hab ich doch keine rechte Schneide. Die ersten waren jugendlich frisch, kräftig einseitig. Alles Andere, was vorliegt, und was ich etwa hinzumachen könnte, ist nichts

Prinzipielles, enthält nichts Zeugendes, Schwunghaftes, und was es an Werth hat, erscheint, neben jenes in Einem Werke gestellt, als ein Ermatten. Ich fühle es daran, daß ich schon nicht wüßte, was aus den gedruckten Sachen ich wählen, was ausschließen sollte. — Es hat mich gerührt, was du über meine novellistischen Jugendsünden sagst. Mir kommen sie so albern vor, daß mir ein Schweißchen bei der Erinnerung ausbricht; nicht als wäre ich so falsch bescheiden, die Ader darin zu verkennen. — Das lange Verzögern meines letzten Briefs thut mir doppelt leid, da mir die Gedichtsammlung vorlag, welche Herzenssache ist. Es ist mir lieb, wenn du sie mir noch lässest, ich seh' oft Nachts vor Bettgehn danach und erlaube mich an dem reinen Lichte, worin die Lebensstoffe, auch die herbsten, sich zu ruhigem Leuchten, wehmüthig mildem Scheine verzehren. Ich bin weit mehr die rothe Fackelflamme Huttens.

.....

dein

Fr. Vischer.

Zürich d. 13. Dec. 1857.

An Prof. Dr. Karl Friedr. Stäudlin in Göttingen.

Ohne Ort und ohne Datum (c. 1815).

Lieber Onkel und Tante.

Es freut mich das mein(e) liebe Mutter mir endlich erlaubt, an euch zu schreiben, ich weis wohl, liebe(r) Onkel wie du so gut gegen uns bist, und da möchte ich dich schon lange davor Küssen und hab dich auch recht lieb. Der liebe Onkel Christian ist recht ark krank gewesen und ist auch Tod worden und ich habe recht weinen müssen, und gestern hat man ihn ins Grab getragen, und ich bin auch dabei gewesen es ist mir ganz vertleidet das alles stirbt und der Onkel auch nimmer bey uns ist, aber der August komt wider zu mir das ist mir recht. ich gehe in die Glase und lerne lateinisch das ist aber langweilich ich möchts lieber schon können, aber ich will mir recht Mühe geben das ich (es) bald kann. Wann ich einmal Zeit habe so will ich euch auch besuchen ich weiß nicht einmal wie ihr ausseht und das möchte ich wohl auch sehen.

Lebet beide wohl und gesund und behaltet lieb euren
bis in den Tod lieben Fritz Vischer.

An Frau Badinspektor Fißler in Ludwigsburg.

Verehrte Frau!

Es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie tief ich an dem schweren Schlage teilnehme, der Sie getroffen hat. Ihr Sohn Paul*) war einer der gewecktesten Schüler, die in meiner langen Lehrerlaufbahn mir begegnet sind, sein Streben kam seinem Talente gleich und das Vertrauen, womit er mit dem Lehrer persönlich in Verbindung trat, bewies die Wärme seines Seelenlebens. — Ich bin durch zufällige Umstände verhindert, am Begräbniß theilzunehmen, diese wenigen Zeilen wollen Ihnen sagen, daß ich im Geiste anwesend bin.

Mit herzlichem Wunsche, das Leben möge Ihnen des Tröstlichen noch so viel bringen, als nach so schwerem Schicksal möglich ist,

Hochachtungsvoll

Stuttgart 16. April 1882.

Ihr ergebener Fr. Vischer.
Professor.

*) stud. phil. Paul Fißler verunglückte bei einem Spazierritte im Salonwald.

[Leerseite]

(Bild)

D. F. Strauß.

David Friedrich Strauß
als Denker und Dichter.

Von
Hermann Hieber
Professor am Kgl. Gymnasium zu Ludwigsburg.

Motto: Auch im Grabe noch will euer
Alter Freund kein Heuchler sein.
(D. Fr. Strauß.)

Inhalt.

Vorwort.

I. Strauß und die Theologie	Seite 31
II. Der Biograph	Seite 42
III. Der Lyriker	Seite 55
IV. Kulturkampf und Ende	Seite 70

Vorwort.

Ein Festvortrag ist keine Festschrift und eine Festschrift keine wissenschaftliche Abhandlung. Trotzdem läßt es sich denken, wie aus der ersten Form die zweite herauswachsen kann und diese wieder stellenweise in die dritte übergeht. So ist wenigstens die vorliegende Arbeit zustande gekommen. Bei der Gedenkfeier, welche am 28. Januar 1908 vom Historischen Verein im Festsaal des Bahnhotels veranstaltet wurde, hielt ich den zweiten der in Aussicht genommenen Vorträge: überarbeitet, auf den mehrfachen Umfang gebracht, bildet dieser Vortrag den Inhalt der kleinen Studie, welche hiemit durch den Druck der Öffentlichkeit übergeben wird. Ich bin ja nicht der erste, welcher die Erfahrung macht, daß von Strauß, wenn man sich erst näher mit ihm eingelassen hat, nicht so leicht wieder loszukommen ist. Die vielverschlungenen Pfade, die sein Denken gewandelt ist, locken weiter und weiter. Nicht nur, daß er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten Probleme über Probleme stellt, an denen unser heutiges Denken fortfährt weiter zu bohren — Strauß ist auch für seine Person ein psychologisches Problem, das gelöst sein will. Der Gesichtspunkt, welchem Strauß in dieser Schrift unterstellt wurde, ist denn auch, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend der psychologische. In seinen Werken suche und finde ich die langsam fortschreitende Selbstentwicklung seines Geistes, die allseitige Selbstentfaltung seines Ichs, die, scheinbar ungerregelt und zusammenhangslos, nichtsdestoweniger einem immanenten Gesetz unterstand.

Der Einwurf liegt nahe, daß bei Strauß am allerwenigsten von frei aus sich selbst verlaufender Entwicklung die Rede sein könne, weil diese Entwicklung zu oft gestört, von außen her teils umgebogen, teils unterbrochen wurde: in vielem wäre es anders gekommen, wenn man ihn aus der akademischen Laufbahn nicht herausgedrängt und fortan beruflos gemacht hätte. Damit ist einesteils nichts gesagt, als eine große Selbstverständlichkeit: natürlich gibt es keine Entwicklung ohne fortwährende Auseinandersetzung mit dem äußeren Schicksal. Entscheidend ist doch aber nicht dieses selbst, sondern die Haltung, die der einzelne seinem Schicksal gegenüber einnimmt, die

Art, wie er persönlich von außen her kommenden Anstößen entgegenwirkt. Ich gebe Zellers Meinung wieder, wenn ich sage, daß nach der verunglückten Berufung auf den Züricher Lehrstuhl der Theologie noch immer nicht alles verloren war. Ging es auf diesem Wege nicht, so doch auf einem andern: als Privatdozent in die philosophische Fakultät überzutreten, blieb ihm unverwehrt. Indem er so, statt selbst über sein Leben zu bestimmen, andere darüber bestimmen ließ, nahm er das Schicksal gewissermaßen in seinen Willen auf, machte er die äußeren Eingriffe in sein Leben zu Momenten seiner eigenen inneren Entwicklung.

Ludwigsburg den 15. September 1908.

Professor Hieber.

I.

Strauß und die Theologie.

Es war in den Herbst- und Wintermonaten des Jahres achtzehnhundertdreiunddreißig. Wer damals im Stift zu Tübingen aus- und einging, mußte an einem Fenster, das nach dem Torbogen sieht, einen jungen Mann bemerken, der den größten Teil des Tages und manche Stunde der Nacht sinnend und schreibend ans seinem Pult verbrachte. Es geht ihm leicht mit der Arbeit: Seite um Seite füllt sich, Bogen um Bogen, das Geschriebene wächst unaufhaltsam zu mächtigem Stoße empor. Der dort schrieb, war kein anderer, als der Repetent Strauß von Ludwigsburg; das Buch aber, das an jenem Fenster entstand, war sein berühmtes „Leben Jesu“. Arglos gab er das Buch hinaus, ohne Ahnung von der Wirkung, die es tun, von dem Aufsehen, das es machen sollte, zunächst in seiner schwäbischen Heimat, dann aber im ganzen Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus. Über Nacht, sozusagen, war der vorher unbekannte Verfasser ein berühmter Mann geworden, der aller Augen auf sich gerichtet, der sich aber auch einem Heer von Feinden gegenüber sah. Erschienen doch innerhalb einiger Jahre nicht weniger als 60 Gegenschriften, ungerechnet die ganze Flut von kleineren Rezensionen und Zeitungsartikeln, die jede Woche, ja jeder Tag gegen ihn herantrug. Bedenkt man, daß es ein Buch von mehr als 1400 Seiten ist, in dem doch kein Satz, ja kein Wort zu viel steht, daß ein Siebenundzwanzigjähriger es geschrieben, daß der Siebenundzwanzigjährige für die Niederschrift kaum soviel Zeit bedurfte, als nachher der Druck in Anspruch nahm, so darf man nicht länger zweifeln, daß hier ein genialer Wurf getan war, mag sich der einzelne zum Inhalt stellen, wie er nur immer will. Und bald sollte es sich zeigen, daß mit diesem Wurf nicht nur über die wissenschaftliche Bedeutung des Verfassers, sondern auch über den weiteren Gang seiner Studien, ja über sein ganzes Leben entschieden war. Ein Rückwärts gab es nicht mehr für ihn, sein Dämon riß ihn unaufhaltsam weiter auf der beschrittenen Bahn. Während man ihn damit beschäftigt

glaubte, die Streiche abzuwehren, die von allen Seiten auf ihn niederfielen, die Schäden auszubessern, die sein Werk bei dem unaufhörlichen, allseitigen Sturm auf genommen hatte, überraschte er die Welt mit einem neuen Werk, das wissenschaftlich mindestens ebensoviel zu bedeuten hat wie jenes erste. Doch eben, da Strauß auf der Höhe seiner theologischen Schriftstellerei zu stehen schien, geschah das Unerwartete: mitten in der Arbeit bricht er ab — der Mann, der im Mittelpunkt aller theologischen Interessen gestanden hatte, tritt zurück und überläßt die Wissenschaft, in der er gelebt, für die er so viel getan hatte, durch die er groß geworden war, fortan sich selber. Sucht man nach einer Erklärung dafür, so bleibt nichts übrig, als auf ihn selbst zurückzugehen, auf die Eigenart seiner Psyche, weil doch jeder das Gesetz seiner Entwicklung in sich selber trägt. Von innen gesehen, wird sich diese Entwicklung darstellen als ein Prozeß, der, durch äußere Umstände nur beschleunigt, sich mit innerer Notwendigkeit bei ihm vollzieht, mit derselben Notwendigkeit aber auch abläuft und um die Mitte seines Lebens zu vorläufigem Stillstand kommt.

Gerade bei bedeutenderen Menschen wird es die Regel sein, daß sich das Besondere ihres Wesens nicht schon von Anfang an bemerkbar macht: es gibt aber auch nichts Herzerfreuenderes, als wenn das Genie in seiner ganzen Ursprünglichkeit zu gegebener Stunde hervorbricht, alles wagend, alles bezwingend und alles gewinnend. Denn manchmal läßt sich auf Tag und Stunde der Zeitpunkt bestimmen, wo der Durchbruch erfolgte, wo die für die ganze Lebensrichtung entscheidende Wendung eintrat — man denke an Luther im Kloster, an Göthe in Straßburg. Es kann ein Buch, ein Erlebnis, eine Bekanntschaft sein, was den schlummernden Genius weckt; bei Strauß heißt das Erlebnis — Hegel, so daß man sagen kann: die Stunde, in der er mit Hegel erstmals in eine innere Berührung kam, war die eigentliche Geburtsstunde seines Geistes. Nicht als ob er sich plötzlich in einen andern verwandelt hätte, sondern er wurde jetzt erst zu dem, der er seinem innersten, ursprünglichen Wesen nach war — Hegel hat ihm nur dazu verholfen, sich selber zu finden.

Wenn einer, so hat Strauß bei seinen Dichtern geschwärmt — warum sollte er nicht, solange ihm „die Jugendlocke noch braun und reich das Haupt umwallte“, zumal seine Jugendzeit mit der ausgehenden Romantik zusammenfiel? Bedenklich war nur das eine, daß er sich damals auch wissenschaftlich, in seinem Denken,

ganz und gar als Romantiker gebärdete und sich am liebsten auf jenem Grenzgebiet bewegte, wo Denken und Ahnen, Schauen und Glauben unklar ineinanderrinnt: im Helldunkel Böhmescher Mystik und Schellingscher Naturphilosophie. Das waren die Jahre, wo er noch glaubensvoll Herbst um Herbst nach Weinsberg pilgerte, um sich von Justinus Kerner in die Geheimnisse des Magnetismus und Somnambulismus einweihen zu lassen. Sein ganzes Wesen war von Empfindungen und Phantasieen umwölkt — aber es kam Bewegung in diese Dunsthülle, sie fing an, sich langsam aufzulösen, zunächst unter Einwirkung Schleiermacherscher Gedanken; was noch übrig war, verzog sich vollends vor dem scharfen Luftzug, der von Hegels Philosophie zu ihm herüberwehte. Der Schläfer erwacht aus seinen romantischen Träumen — die Brust von Hoffnungen und Entwürfen geschwellt, sieht er dem Tag entgegen.

Romantik ist Sehnsucht nach etwas Verlorenem und Fernem, nach Kindheit und Jugend, nach Natur.

O gebt euch der Natur, hebt wie Neugeborne

Die Augen auf zur göttlichen Natur!

singt Hölderlin und ähnliche Stimmen werden bei Tieck und Novalis laut. Auch Schellings romantische Philosophie war im Grunde Naturphilosophie: das Welträtsel ist gelöst, wenn es gelingt, der Natur, dieser großen Sphinx, ihr letztes Geheimnis abzulauschen. Anders bei Hegel: indem er sich der Natur gegenüber auf die Seite des Geistes stellt, bedeutet seine Philosophie den Bruch mit der Romantik und zugleich ihre Überwindung. Wohl hat der Weltgeist, „die Idee“, wie er ihn nennt, seinen Weg durch die Natur hindurch genommen, sich in einer bestimmten Phase seiner Entwicklung zur Natur entäußern müssen; sein Ziel aber geht jedenfalls hoch über alle Natur hinaus: er hat es erreicht, wenn er, allem Dumpfen und Naturhaften enthoben, als bewußter Geist zu wahrer Wirklichkeit und Freiheit gelangt ist. Aber auch alles, was in Geschichte und Leben sich ereignet, was in der Kunst zur Anschauung kommt, in der Religion zum Gegenstand des Glaubens, in der Philosophie zum Gegenstand des Denkens gemacht wird, muß sich von Hegel erst darauf ansehen lassen, wie weit es dem Geist gelungen ist, in reinem „Fürsichsein“ zu sich selbst zurückzukehren, wie er sagt: „absoluter Geist“ zu werden. Dabei war Hegel doch wieder eine viel zu positive Natur, sein Respekt vor den objektiven Lebensmächten, vor Staat und Recht, vor Sitte und Religion, ein viel zu großer, als daß er an dem Bestehenden ernstlich

Kritik geübt hätte. Alles Wirkliche, so unvollkommen es sein mag, ist ihm doch irgendwie ein Vernünftiges, wie andererseits das Vernünftige immer auch das Wirkliche ist. So konnte er glauben, daß es ihm mit seiner Philosophie gelungen sei, Glauben und Wissen, Religion und Vernunft auf immer miteinander zu versöhnen, er konnte es aber nur deshalb, weil er manches in der Schwebeließ und seinen eigenen Gedanken die Spitze nahm, wo sie der Religion gefährlich werden konnten. An diesem Punkt griff ein anderer ein, der nach ihm kam, kein Größerer als er, der aber den Meister in manchem besser zu verstehen glaubte, als dieser sich selbst. Dieser andere war Strauß. Je mehr sich dieser in Hegels Gedankenwelt versenkte — und wirklich hat sich hier Geist an Geist entzündet —, desto gewisser wurde es ihm, daß ihm die besondere Aufgabe zufiel, nach religiöser Seite die Konsequenzen zu ziehen, die Hegel selbst nicht gezogen hatte, das Wort zu sprechen, das dieser zu sagen übrig gelassen hatte. „Gedanken anderer hat er ausgedacht und damit seiner Zeit vorausgedacht.“ Was ein Schild sein sollte, den der Meister dem Christentum vorhielt, verwandelte sich unter den Händen des Schülers in lauter Waffen, mit denen er alsbald zum Angriff überging. Daß es halsbrechende Arbeit war, die er tat, darüber täuschte er sich nicht einen Augenblick; es machte ihn traurig, aber er konnte es nicht ändern: da ihm sein Unternehmen als ein „Gottgewolltes“ erschien, so wollte er auch Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Unter allem Tiefen und Wahren, das im christlichen Glauben zum Ausdruck kommt, erscheint ihm als das Tiefste und Wahrste die Idee der Gottmenschlichkeit; hatte man aber seither geglaubt, daß in Jesus der Gottmensch erschienen sei, so wird uns von Strauß entgegengehalten, nicht ein einzelner, sondern die Menschheit als Ganzes stelle in ihrem langsamen geschichtlichen Aufstieg die Vereinigung beider Naturen, der göttlichen und der menschlichen, dar. Aus diesem Satz ließ sich vielleicht eine neue Glaubenslehre oder eine neue Philosophie der Geschichte entwickeln — Strauß denkt nicht daran, überhaupt ist es nichts Positives, was ihn bewegt: er hält sich einzig an die Person Jesu, nicht um zu zeigen, wer er war, sondern wer er nicht war, seiner Meinung nach nicht sein konnte: nicht der Sündlose, nicht der Wundertäter, nicht der Auferstandene, nicht der Gottmensch, den man in ihm zu sehen gewohnt ist. Zu diesem Zweck stellt er eindringende historisch kritische Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte

an und diese Untersuchungen bilden denn auch den eigentlichen Kern und Körper des Buchs, das, seiner ganzen Tendenz nach grundstürzend, wie kaum ein zweites, als die größte literarische Tat des Jahrhunderts bezeichnet worden ist. Welches Stück der Evangelien er unter die Lupe nimmt — und er sieht mehr und sieht schärfer als seine kritischen Vorgänger alle — das Resultat ist für ihn immer dasselbe: die Dinge können sich so, wie berichtet, unmöglich zugetragen haben, der Widersprüche, der inneren Unmöglichkeiten sind zu viele. Die Geschichtlichkeit Jesu zu leugnen, davor bewahrt ihn sein feiner Instinkt für die Wirklichkeit, der ihm auch sonst in hohem Maße zu eigen war — wie es aber im einzelnen gewesen sei, das lasse sich auf keinem Wege mehr sicher ermitteln. Ein anderes ist die wirkliche Geschichte, ein anderes die geglaubte: versteht man ihn recht, so wäre der Jesus der Geschichte und der Christus des Glaubens unwiederbringlich von einander geschieden.

Immer noch fehlt aber zu völliger Klärung ein Letztes, nämlich die Antwort auf die Frage: wie entstand dieser Glaube? Auf dem Bild, das die Überlieferung von Jesus gibt, steht er im Glorienschein des Übernatürlichen — woher dieser Zug, wenn er doch, nach Strauß, sich ganz auf natürlichem Boden hielt und nirgends die Grenzen des Menschlichen überschritt? Die Aufklärung hatte sich leicht gemacht mit der Beantwortung dieser Frage: war man erst soweit, das Wunder als solches zu leugnen, so lag es nahe, alles Übernatürliche, das sich vorfand, künstlich zu entfernen, alles Wunderbare ins Natürliche um- und damit wegzudeuten. Entweder setzte man Zweifel in die Ehrlichkeit der Berichterstatter, oder schrieb man es ihrem Unverstand zu, wenn sie die natürlichsten Dinge der Welt in Mirakel verwandelten. Umgekehrt sollte es jetzt die Aufgabe der Wissenschaft sein, über die vorliegenden Berichte hinüber auf die zugrunde liegenden Tatsachen zurückzugehen, den eigentlichen Hergang und ursprünglichen Zusammenhang kritisch zu rekonstruieren. Diese Erklärungsweise, welche sich die natürliche nennt, ist in Wahrheit die unnatürlichste der Welt und leistet das Menschenmögliche in gewaltsamer und zugleich geschmackloser Verdrehung der biblischen Berichte. Trotzdem, wer nicht ganz supranaturalistisch dachte, wer nicht an übernatürliche Hergänge glauben mochte, dem blieb, wie die Dinge damals lagen, keine andere Wahl, als sich für das eine oder für das andere, für Erfindung oder für ein großartiges Mißverständnis auf seiten der Berichterstatter, zu entscheiden, bis endlich Strauß auf ein drittes hinwies, das mit

einemmal Licht in die Sache zu bringen schien. Da Strauß von der Romantik herkam, so lag ihm ein Lieblingsbegriff der Romantiker, der Begriff des Mythos, sozusagen am Wege: indem er ihn aufgriff und zum erstenmal konsequent auf die ganze evangelische Geschichte anwandte, glaubte er den Schlüssel gefunden zu haben, der das Rätsel endgültig zur Lösung brachte. Schon in der Vorrede zum „Leben Jesu“ hat er sein Geheimnis verraten: „der neue Standpunkt, der an Stelle der früheren treten soll, ist der mythische“. Nicht absichtsvolle Erzeugnisse des Betrugs oder des Unverstands lägen sonach in jenen Wunderberichten vor, sondern religiöse Dichtungen der christlichen Urzeit, das heißt Mythen, erklärbar aus der ganzen Gemütslage der ersten christlichen Gemeinde. Ebenso wenig sollten diese Berichte aber auch zu sinnlosen Märchen herabgesetzt werden. Der Mythos ist ja mehr als nur Märchen: er gibt Wahrheit im Gewande der Dichtung, er gibt, mit Strauß zu reden, eine „Idee in geschichtsartiger Einkleidung“ — und dies war eben die Absicht bei Strauß, die ideale Wahrheit des Christentums aus ihren geschichtlichen Hüllen zu lösen, die vergängliche Form zu zerbrechen, damit das Unvergängliche erscheine. Alle Aussagen über Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt, an sich unbegreiflich, sollen nach ihm mit einem Schlag ihre absolute Gültigkeit und Wahrheit zurückgewinnen, sobald sie nicht, wie herkömmlich, von einem einzelnen, sondern von der Menschheit als Ganzem gemacht werden: „sie ist im tadellosen Gang ihrer Entwicklung der Unsündliche, sie ist der Wundertäter in ihrer fortschreitenden Beherrschung der Natur, sie ists, die immer neu aus dem Tod der Sünde aufersteht und im Zusammenschluß mit dem göttlichen Geist ihre Himmelfahrt feiert“. Wieviel Glaube, muß man sagen, war doch in all seinem Unglauben, wieviel Unglaube in seinem Glauben!

Wenn Strauß in späteren Jahren auf seine Jugendarbeit zurück sah, wollte sie ihm fast wie ein Unbegreifliches erscheinen. Er wußte nicht, wie er dazu gekommen war, er wußte nur, daß er so etwas zu machen nicht mehr imstande sei. Es war sein Werk und war doch nicht sein Werk: weil es der wissenschaftlichen Lage, wie er sie vorfand, entsprungen war, weil sich der Zeitgeist selbst darin Ausdruck verschafft hatte, so durfte er es, stolz und bescheiden zugleich, als ein inspiriertes bezeichnen. Alle geistigen Strömungen jener Zeit treffen in diesem Buche zusammen — sie liegen hier vor, wie in einem Staubecken gesammelt: die spekulative Idee

der Gottmenschheit entstammte der idealistischen Philosophie, die an die Namen Fichte, Schelling und Hegel geknüpft ist; mit der historischen Kritik, die er an den Evangelien übte, hat er die Arbeit der englischen und französischen Aufklärung fortgesetzt; der Begriff des Mythos endlich war aus der Romantik geschöpft. Ganz sein eigen aber, schlechthin original, war die Art, wie er so weit auseinanderliegende, völlig geschiedene, sogar entgegengesetzte Entwicklungsreihen zu einander in Beziehung setzte und in einander verschlang, so daß ein Neues entstand, an das niemand gedacht hatte. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Alles ist Frucht und alles ist Same. Indem er mit seinem Buch eine lange wissenschaftliche Entwicklung zum Abschluß brachte, schuf er zugleich das Anfangsglied einer Kette, die nach vorwärts in die Zukunft lief. Nenne, wer will, sein Buch überholt und veraltet — und es weist ja, vom heutigen Standpunkt gesehen, allerlei Mängel auf — wenn man sich nur auch dessen bewußt bleibt, daß es strotzte von Jugend und die Keime des Gegenwärtigen in sich trug.

Dem Gedanken, Jesu Persönlichkeit durch den Gattungsbegriff der Menschheit zu ersetzen, gewinnen wir heute — trotz Pfeilerer — kaum mehr ernstliches Interesse ab. Überhaupt war es verfehlt, die Idee der Gottmenschheit so sehr in den Mittelpunkt des christlichen Glaubens zu rücken, wie es von seiner Seite geschehen ist. Evangelische Frömmigkeit verlangt etwas anderes: nicht völliges Einswerden von Gott und Mensch, wohl aber engste Gemeinschaft; kein unterschiedsloses Zusammenrinnen, sondern dauerndes Wechselverhältnis, bei dem es allein zu wirklichem, persönlichem Verkehr zwischen beiden kommen kann. Endlich — genügt der Rückgang auf eine bloße Idee, wenn es sich darum handelt, Entstehung und Wachstum einer Weltreligion zu erklären? Produktiv, Leben und Glauben schaffend, sind immer nur Persönlichkeiten gewesen, die, selbst hingerissen von dem Großen, das sie erlebten, auch andere hinzureißen vermochten. Nach dieser Seite liegt denn auch die Hauptschwäche der Straußischen Position. Ein Lebensbild von Jesus zu geben, ein solches nämlich, das wissenschaftlichen Anforderungen entspräche, mag unmöglich sein, weil unsere Quellen nicht reichlich genug und zu wenig durchsichtig sind, an dem Charakterbild aber, das die Evangelien vor uns aufrichten, läßt sich nicht viel rütteln noch deuteln. Was standhält, auch vor der schärfsten Kritik, ist die Person Jesu selbst, sein inneres Glaubensleben, das Größenmaß seiner ganzen Erscheinung, die unvergleichliche Wirkung auf die

Seelen der Menschen. Während Strauß die Gestalt Jesu im Nebel der Sage beinahe völlig verschwinden ließ, legt Eucken unumwunden das Zeugnis ab, daß er durchsichtiger ist als die anderen Größen der Weltgeschichte alle. Jedenfalls steht es geschichtlich fest, daß er sich für den Träger göttlicher Offenbarung hielt und sich in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott, seinem Vater, wußte; ob er mit diesem Glauben recht hatte — wie sollte jemals historische Kritik hierüber entscheiden können? Immerhin waren die Stöße, die Strauß gegen die Überlieferung führte, so heftig und tiefgehend, daß der Grund, auf dem das Christentum bisher geruht hatte, ins Wanken zu kommen schien. Und es war gut so. Es mußte einmal eine solche, bis in die Tiefe gehende Erschütterung kommen, durch welche die Theologie gezwungen wurde, die Fundamente des Glaubens einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Diesen Dienst hat Strauß der deutschen Theologie erwiesen. Ohne Strauß, darf man sagen, kein Ritschl, dessen Theologie einzig aus dem Gegensatz zu Strauß und als Rückschlag gegen Strauß zu verstehen ist. Ohne Strauß aber auch — darin wird man Ziegler nur recht geben können — kein Baur, kein Holtzmann, kein Harnack. Durch seine mutige und eindringende Kritik hat er die Bahn eröffnet, auf der die Wissenschaft heute wandelt, und, wenn auch die Theologen von heute in anderer Weise Kritik üben, als Kritiker sind sie alle seine dankbaren Nachfolger, wie das von berufener Seite des öfteren schon, zuletzt wieder bei der diesjährigen Säkularfeier, öffentlich anerkannt worden ist. Andererseits hatten die Genannten das größte Interesse daran, den Geist des alten Glaubens, den Strauß, wie sich zeigen wird, später für immer widerlegt glaubte, lebendig zu erhalten und insofern waren und sind ihre Ziele dem seiner späteren Lebensjahre entgegengesetzt.

Alles in allem — ein erstaunliches Buch, dieses Erstlingswerk eines Siebenundzwanzigjährigen: an sich, so wie es dasteht, vielfach unhaltbar und unbefriedigend, zwang es doch auf Jahrzehnte hinaus das wissenschaftliche Denken in seinen Bann, gab es entscheidende Anstöße für die Weiterentwicklung der Wissenschaft. Erstaunlich aber war nicht nur das Buch, sondern auch sein Verfasser. Wer hätte auch, sagt Zeller, hinter den feinen Linien dieses jugendlichen Gesichts, hinter der leicht vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem, sinnig gesenkten Auge, das mit seinem eigentümlichen Aufschlag den Eindruck einer fast jungfräulichen Schüchternheit machte, wer hätte dahinter den kühnen, seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher

Kälte erbarmungslos zergliedernden Kritiker vermutet, der, wenn es sein mußte, der Meinung der ganzen Welt Trotz zu bieten wagte? Zunächst freilich hat es den Anschein, als wollte er langsam wieder einlenken. Zwar die Streitschriften, in denen er sich mit den Gegnern auseinandersetzte, verraten in ihrer überlegenen, oft vernichtenden Dialektik die ganze Schärfe seiner Feder. Es liegen aber aus den nächsten Jahren mehrere Veröffentlichungen vor, in denen er sich ernstlich bemüht, der mehr oder weniger gläubigen Menschheit wieder näher zu kommen. Sein Jugendmut hatte ihn auf einen entlegenen und schmalen Grat geführt — ist es ein Wunder, wenn einem Anfänger, wie ihm, die scharfe Luft und die Einsamkeit der errungenen Höhe einen Augenblick auf die Nerven fiel? Von seiten der Gegner aber wurde dafür gesorgt, daß er sich nie wieder auf einer ähnlichen Anwendung von Schwäche ertappen ließ. Als ihm durch die Vorgänge in der Schweiz, wo das erregte Volk die Zurruheetzung des kaum erst berufenen Professors erzwang, die Aussicht auf einen theologischen Lehrstuhl für jetzt und für immer benommen war, da rief er mit Wallenstein: „Nun ists entschieden, jetzt ists gut“, entschieden nämlich, alle weiteren Unterhandlungen aufzugeben, alle Notbrücken abzubrechen und dem ersten Angriff einen zweiten, entscheidenden Vorstoß folgen zu lassen, diesmal nach dem Mittelpunkt der Religion, man darf sagen, aller geoffenbarten Religion. Hatte er bei jenem ersten mehr nur von außen her, an einem einzelnen, allerdings besonders wichtigen Punkt, seine Sturmleiter angesetzt, so kam es ihm jetzt darauf an, durch Aufdeckung von Widersprüchen, durch Nachweis von Denkmöglichkeiten den Glauben an einen persönlichen Gott, an ein Jenseits, an Fortdauer nach dem Tod, diese Grundüberzeugungen des Christen, zu erschüttern und so das Ganze der christlichen Glaubenslehre von innen her aufzulösen. Der Versuch liegt vor in dem zweiten, großen, zweibändigen Werk: die christliche Glaubenslehre vom Jahr 1840/41 — auch dies ein grundgelehrtes Buch, das die Vorzüge des ersten, die anschauliche, lebendige Sprache, die lichtvolle Anordnung, womöglich noch stärker hervortreten läßt. Ja, es ist alles Geist, was er sagt, ergossen und dargereicht in künstlerisch schöner, kristallklarer Form und beidem, sowohl der Wucht seiner Beweisführung, als dem Reiz der Darstellung, gibt man sich beim Lesen unwillkürlich gefangen. Aber es kommt auch der Augenblick, wo man stutzig wird und sich besinnt. Wenn es sich in der Religion nur um ein Denken handelte, wenn es in der Religion hauptsächlich

darauf ankäme, die Form des göttlichen Seins zu erkennen und zu bestimmen, eine restlose Erklärung der Welt von Gott aus zu geben — wer weiß, ob man Strauß, in der Hauptsache wenigstens, nicht recht geben müßte. Wenn es sich darum handelte, wenn es darauf hauptsächlich ankäme! In Wahrheit handelt es sich bei aller Religion um etwas wesentlich anderes: nicht um eine Wirklichkeit, die mit dem Denken völlig durchdrungen werden müßte, sondern um eine solche, die wir im Glauben des Herzens erleben. Religion ist wahrlich kein Denken im Hegelschen Sinn, keine besondere Form des Wissens, sondern eine Art Leben, ein inneres Erleben, deshalb für philosophische Kritik im tiefsten Grund un-erreichbar und unwiderlegbar.

Strauß war in einem christlichen Haus aufgewachsen. Das Erbe an Frömmigkeit, das er aus diesem Haus empfing, war groß genug, um auf lange, ja bis an sein Ende, davon zu zehren. Der ehrbare Zögling des Seminars und Stifts dachte und wünschte nichts anderes, als später der Kirche oder doch der theologischen Wissenschaft zu dienen. Zu einer Zeit, da der Verfasser des Lebens Jesu als „lebendiger Antichrist“ unter seinen Zeitgenossen umherging, war er immer noch tief durchdrungen von der ewigen Wahrheit des Christentums. Glaube und Philosophie standen ihm damals noch auf demselben Boden, sie besitzen dieselbe Wahrheit, sie besitzen sie nur in verschiedener Form: der Glaube in sinnlich bildlicher, die Philosophie in der reinen Form begrifflichen Denkens. Das war die Zauberformel, mit der schon Hegel den Streit zwischen Glauben und Wissen hatte beilegen wollen, die auch bei einem Philosophen unverfänglich und unbedenklich sein mochte, für Strauß, den Theologen, aber geradezu verhängnisvoll wurde. Der Glaube war eben doch eine trübere Form des Denkens und stand schon insofern zum reinen Denken des Philosophen in einem gewissen Gegensatz, der sich abschwächen oder auch — je nach Belieben und Stimmung des einzelnen — zu voller Schärfe herausarbeiten ließ. So kam denn, wozu es bei der ausgesprochen dialektischen Natur eines Strauß früher oder später mit Sicherheit kommen mußte: das letzte, schwache Band, das Glauben und Wissen noch einigermaßen zusammenhielt, wird zerschnitten; beide, die Glaubenden und die Wissenden, treten immer weiter auseinander, bis sie am Ende durch eine Welt von einander geschieden sind. „Falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen.“ Kindlich, ja kindisch nennt er zuletzt, in der „Glaubens-

lehre“, das Verhalten des religiösen Menschen, dem er das reife und reine Denken des Philosophen als das einzig Berechtigte gegenüberstellt: erst in der Philosophie trete der Mensch auf die Stufe des mündig gewordenen, selbständigen Geistes. Triumphierend, mit der ganzen Überlegenheit dessen, der seinen Gegner zu Fall gebracht, ruft er aus: „Das Dogma ist die Weltanschauung des idiotischen Bewußtseins.“ Damit hat er auf lange hin sein letztes Wort in Glaubenssachen gesprochen, die Theologie war damit abgetan, die Religion in ihrer konkret geschichtlichen Erscheinung überwunden.

Weh! Weh!

Du hast sie zerstört,

Die schöne Welt,

Mit mächtiger Faust,

Sie stürzt, sie zerfällt!

Ein Halbgott hat sie zerschlagen!

Und allerdings lag etwas Faustisches in seinem Tun: das „Inspirierte“ jenes Erstlingswerks erscheint hier, in der „Glaubenslehre“, zum Dämonischen gesteigert. Arbeitet er doch, seinem eigenen Geständnis nach, „ordentlich besessen“ an diesem Buch: es läßt ihm auch nachts keine Ruhe mehr, bis er die alte Glaubenswelt mit einem letzten Ruck aus den Angeln gehoben hat. Dann atmet er auf, erleichtert sieht er sich um: der Weg lag ihm offen, er führte ihn über Trümmer, aber es war der Weg in die Freiheit.

Wohl ist er eines befriedigenden Berufs, seiner öffentlichen Stellung verlustig gegangen, wohl hat sein Leben dadurch einen dauernden, unheilbaren Bruch erlitten, doch fühlt er sich endlich in dem Element, für das er geschaffen war. Dies Element, in dem er sich fortan bewegen wird, heißt: weltlich humane Kultur, erwachsend aus wissenschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit, verwirklicht im Staat, wie er sich ihn denkt, im Humanitätsstaat.

Dem Entschluß aber, sich von seiner theologischen Vergangenheit endgültig zu lösen, sich auf neuem Boden ein neues, zweckvolleres Dasein zu gründen, diesem Entschluß drückt er auch äußerlich dadurch das Siegel auf, daß er, bald fünfunddreißigjährig, mit der Sängerin Agnes Schebest in die Ehe trat und seinen Wohnsitz von der Hauptstadt weg nach dem idyllischen Sontheim bei Heilbronn verlegte.

II. Der Biograph.

Mit großer Erwartung begleiten wir den außerordentlichen Mann in die neue Periode seines Lebens hinüber. Wer mit spielender Leichtigkeit in wenigen Jahren zwei epochemachende Werke geschrieben, dazu eine Reihe glänzender Kritiken, der hat gewiß sein letztes Wort noch nicht gesprochen, der wird, sollte man denken, der Welt sein Bestes erst noch zu geben haben. Nach der Zerstörungslust, die zuletzt wie ein verzehrendes Feuer in ihm brannte — die rechte Baulust und Schaffensfreude: das ist, was man ihm wünschen möchte, weil es doch, wie Göthe sagt, nicht darauf ankommt, daß alles eingerissen werde, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschen reine Freude empfinden. Zunächst freilich schweigt er und es vergehen Jahre, bis er sein Schweigen bricht. Von ihm selbst kann man es erfahren: „Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung geschrieben. Von den Fragen der eigenen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern.“ Es ist Wahrheit gewesen: die unglückliche Ehe, die schließlich — privater Weise — getrennt wurde, lastet als ein Verhängnis auf ihm, unter dem er erlahmt und verstummt, aber — es war nicht die ganze Wahrheit. Er sah wohl die Hemmnisse, welche ihm seine Ehe bereitete, weniger kamen ihm jene Hemmungen zum Bewußtsein, deren Grund in ihm selber lag: seine eigene, innere Entwicklung trieb einer Krisis entgegen, die längst in ihm vorbereitet und gänzlich unabhängig war von äußeren Umständen. Man muß nämlich wissen: Strauß ist nicht nur die Theologie satt geworden, sondern das Wissenschaftliche überhaupt; alles Theoretische war ihm damals verkehrt. Zu lange, zu ausschließlich hatte der Kritiker aus ihm gesprochen — jetzt meldet sich endlich der andere an: nach dem Kritiker verlangt auch der Künstler zum Wort zu kommen. Denn Künstler, Dichter, war Strauß, nicht nur Gelehrter. Doch wie kommt Saul unter die Propheten, wie kommt Strauß unter die Dichter? Sollte es möglich sein, daß

der Mann, der ganz in Reflexion und Verneinung aufzugehen, der ganz Kopf, ganz Intellekt zu sein schien, auch das wärmende Feuer der Dichtkunst im Busen hegt? Ist es erhört, daß auf jenen kahlen Höhen, wo Strauß sich bisher bewegte, die zarte Blume der Dichtung gedeiht? Es wäre nicht der einzige Widerspruch, der sich in seinem Wesen findet und man muß wissen, daß in Strauß eine Spielart von Mensch in die Erscheinung trat, die Verschiedenstes, ja direkt Entgegengesetztes in sich vereinigt. Hat doch auch seither schon der Gelehrte, der Denker, als den wir ihn kennen lernten, den heimlichen Künstler nicht ganz verleugnen können. Wie hätte er auf den Gedanken kommen sollen, die evangelische Geschichte in Mythen aufzulösen, wenn ihm nicht frühe schon der Sinn für die Poesie der Sage, für das Schaffen der Volksphantasie aufgegangen wäre? Der Stoff, in dem er als gelehrter Theolog zu arbeiten hatte, war so wenig kunstfähig als möglich — und was hat er in seinen zwei Hauptwerken daraus zu machen gewußt! Wohlgeordnet in allen Teilen, durchgebildet bis ins einzelne, stehen sie vor uns als Gebilde kunstvoller Architektonik, deren leichte Formgebung es vergessen läßt, aus welch schwerem und sprödem Material sie erstellt sind. Schon die Prosa, die er schreibt, jenes Deutsch mit seinem gleichmäßigen Fluß, seiner Durchsichtigkeit und schönen Bildlichkeit, verrät es dem Kenner, daß hier ein Stiltalent ersten Ranges am Werke war. Nie, sagt Kuno Fischer, hat eine so scharfe und unerbittliche Kritik mit so vieler Anmut geredet, nie war die Anmut der wissenschaftlichen Rede so einfach. Das macht den ästhetischen Zauber, den Strauß unwillkürlich und ungesucht seinen kritischen Untersuchungen mitgegeben hat, und der nicht der geringste Grund ist, warum sie zauberhaft wirkten. Und nicht bloß der Beschauer untersteht diesem Eindruck, Strauß selbst ist sich wohl bewußt, daß seine wissenschaftlichen Werke nicht ohne Mitwirkung einer starken künstlerischen Potenz zustande gekommen sind. In einem an Vischer gerichteten Brief vom 24. Februar 1849 bezeichnet er sich als künstlerischen Wissenschaftler, sofern ihm die Wissenschaft der Stoff sei, den er künstlerisch zu bemeistern strebe. Da, wo er uns in die Werkstatt seines Geistes einen Einblick vergönnt, in seinen Literarischen Denkwürdigkeiten, vergleicht er seine Art zu arbeiten und wissenschaftlich zu produzieren geradezu mit der Art des Bildhauers und Modelleurs: „Wenn ich fühle, wie der Lehm in meinen Händen sich erweicht und die Formen annimmt, die meine Finger ihm geben wollen, da fühle ich mich

im Genusse meines Talents und das ist auch gewiß mein eigentümlichstes Talent.“ Dies Formtalent aber, wie man es heißen muß, dieses Vermögen, etwas aus sich herauszugestalten, äußerlich zu gruppieren und zu organisieren, ist ein spezifisch künstlerisches, ist genau das, was den Künstler zum Künstler, auch den Dichter zum Dichter macht. Doch was, muß man weiter fragen, was ist es denn, das der Künstler gestalten, dem er eine äußere Form geben will? Im Grunde immer nur eines: Leben will er gestalten, das Leben in seiner Kraft und Fülle, Leben in Höhe und Tiefe, farbiges, quellendes, rauschendes Leben. In Gedicht und Drama, in Bild und Statue, im Lied wie in der Symphonie, in allem, was Kunstwerk heißt, stellt sich uns Leben dar, von der Phantasie erhöhtes, am Gefühl erwärmtes Leben. Darum also bei Strauß der Ekel an allem Wissenschaftlichen, Abstrakten und Theoretischen. Im Grunde verlangt's auch ihn nach jenem anderen und besseren, hinüber ins bessere Land der Kunst, der Dichtung, wo es von Leben rauscht. „Wenn ich nur einen Roman schreiben könnte!“ hat er damals gedacht. Allein das Üble war: er konnte es nicht. Durchaus versagt ist ihm die Gabe der Erfindung, die schöpferische Phantasie und wie zum Hohn war ihm dafür jene andere Gabe geworden: das dialektische Denken, der kritische, äzend scharfe Verstand. So steht es also bei Strauß: dort die Lust und das Vermögen, zu gestalten, zu formen, zu dichten — hier die Lust zur Dialektik, zu schonungslos zersetzender Kritik. Zwischen beiden Seiten, sollte man denken, ist jede Vermittlung unmöglich: sie stehen sich gegenüber wie heiß und kalt, wie ja und nein. Der Künstler in seinem Schöpferdrang will etwas Ganzes schaffen und erschaffen, ihm ist es zu tun um etwas organisch Lebendiges, das keimen und werden soll — der Mann des kritischen Verstandes will alles Fertige, Vorhandene, Gegebene in seine Elemente zerlegen: er ist groß im Unterscheiden und Vergleichen, im Sichten und Sondern. Nun denke man sich beide Triebe, beide entgegengesetzten Talente in ähnlicher Stärke in einem und demselben Individuum vereinigt — was wird das für ein Individuum sein? Sicherlich kein gewöhnliches, wahrscheinlich ein außerordentliches, welchem Dinge gelingen, die andern unmöglich sind, aber auch ein solches, das schwer trägt an seinen inneren Disharmonieen, dem das Glück einer stäten und geradlinigen Entwicklung versagt bleiben wird. Es ist Strauß, der damit geschildert ist; denn so war er: ein Gelehrter und doch wieder kein ganzer, kein ausschließlicher Gelehrter — ein Dichter, und doch

auch kein voller und ausgesprochener, kein Dichter von Gottes Gnaden, eher, wie er selbst von sich sagt, ein Dichter von Gottes Ungnaden. Aus dieser seltsamen Verwicklung seiner Natur erklärt sich, zum Teil wenigstens, das langjährige Schweigen, die merkwürdige Passivität, der er anheimfiel, nachdem er sich von der Theologie losgesagt hatte.¹⁾ Für ihn war es schwer, eine bestimmte Richtung einzuschlagen, sich für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, weil seine Anlagen sich keinem recht einfügen wollen, in keinem so leicht unterzubringen sind. Alles kam für ihn darauf an, eine Aufgabe zu finden, wo die getrennten Strahlen seines Geistes wie in einem Brennpunkt zusammentreffen konnten, ein Gebiet, wo sich die verschiedenen Kräfte gegenseitig auszugleichen, zu ergänzen vermochten, kurz gesagt, ein Fach, das ihm erlaubt, zugleich Gelehrter und Dichter zu sein. Und welches soll dieses Fach sein? Niemand kann es ihm sagen, er kann es sich selbst nicht sagen, er ist angewiesen auf unsicheres Tasten, auf seinen Instinkt, der ihn leiten muß, er ist angewiesen auf sein Glück, das ihm vielleicht zu einem guten Fund verhilft. Wohin er schließlich geraten ist bei solch unsicherem Tasten? Weitab von seinen früheren Studien, weitab von jener kritischen Theologie, auf ein Feld, wo man ihn so gar nicht vermutet hätte: auf das Feld der Lebensbeschreibung, der Biographie. In der Biographie sollte er finden, was er suchte und vorläufig brauchte: den neutralen Boden, wo das Zweiseitige, Zwiespältige seines Wesens sich zusammenschloß, wo Gelehrter und Dichter sich die Hände reichten.

In Wirklichkeit geht ja die Entwicklung des Geistes so wenig als die der Natur in unvermittelten Sprüngen vor sich: es gibt keine Sprünge, es gibt nur Übergänge. In dem Strauß der ersten, kritischen Periode lag denn auch alles schon keimhaft angedeutet und vorbereitet, aus dem sich der künftige Biograph entwickeln konnte. Das Leben Jesu war allerdings keine Biographie, es gab nur Kritik einer solchen, wobei der biographische Stoff, der positive Lebensgehalt, so gut wie vernichtet wurde. Immerhin läßt sich ein gewisses Interesse für individuelle Lebenserscheinungen auch

¹⁾ Anm.: Strauß möchte es nach der oben angeführten Stelle einzig seiner mißglückten Ehe zugeschrieben wissen, wenn in diesen Jahren die Produktion bei ihm ins Stocken kam. Sollte aber nicht auch umgekehrt die geistige Heimatlosigkeit, die innere Unsicherheit, welche ihm nach Verabschiedung der Theologie soviel zu schaffen machte, ungünstig auf sein Eheleben zurückgewirkt haben?

so nicht verkennen, noch weniger da, wo sich dieses Interesse positiv äußert, wo es sich solchen Individuen zuwendet, die im vollen Tageslicht der Geschichte stehen. Noch innerhalb seiner ersten kritischen Periode gab er schon, obwohl mitten in theologischen Kämpfen stehend, mit dem „Friedlichen Blatt“ über Justinus Kerner, weiterhin mit einer Charakteristik Schleiermachers und Daubs verheißungsvolle Proben seiner Porträtkunst. So hat ihn sein Genius frühe schon sorglich und sacht bei der Hand genommen und ihm die Richtung gewiesen, nach der seine Zukunft lag. Es bedurfte aber erst noch des Durchgangs durch eine schwere geistige Krisis, bis er erkannte, daß hier ein Weg, daß dieser Weg gerade der seinige war.

Welchen Rat hat Göthe den Dichtern gegeben? „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ist es interessant.“ Und Strauß, der nicht umsonst ein heimlicher Dichter war, griff hinein ins Menschenleben, nicht nur da griff er hinein, wo es in stillen Buchten bescheiden ans Ufer plätschert, sondern auch dort, wo es aufrauscht aus der Tiefe und gewaltig ans Ufer brandet.

Sechzehntes Jahrhundert! Was steigt nicht alles vor uns herauf: Entdeckungsfahrten, Renaissance, Humanismus, Reformation, Bauernkrieg, das ganze bunte Leben und Treiben in den Burgen der Ritter, an den Höfen der Fürsten, hinter den Mauern der Städte! Und Strauß faßt es alles zusammen und verdichtet es zu einem Leben Frischlins, zu einem Leben Huttens, Ulrichs von Hutten.

Achtzehntes Jahrhundert — Jahrhundert des Sturms und Drangs, der Genieperiode, des Ansturms gegen Fürstenmacht und die Macht der Tradition! — und siehe da, in Schubart findet er den echten Sohn und gelungensten Repräsentanten der Zeit.

Überhaupt dieses 18. Jahrhundert! es ist ja zugleich das Jahrhundert der Aufklärung — und wieder hält ihm Strauß einen Spiegel entgegen und schreibt sein Buch über Voltaire.

Sichtlich geht seine Wahl auf solche Persönlichkeiten, die zugleich als geschichtliche Typen gelten dürfen und ganze Kulturperioden in sich verkörpern. Und doch könnte nichts falscher sein, als die Meinung, Strauß habe einfach die Theologie mit der Geschichte vertauscht, der Theologe sei kurzerhand unter die Historiker gegangen. Keineswegs! Die Geschichte als Wissenschaft hat es mehr mit den großen Kräften zu tun, die sich auswirken im Völkerleben, mit den Menschen nur soweit, als sie Durchgangspunkte dieser Kräfte sind; Geschichte als Wissenschaft hat es mit

Ideen zu tun, mit Menschen nur soweit, als sie vorübergehende Träger dieser Ideen sind. Nein! Strauß sieht die Geschichte mehr mit den Augen des Dichters an, den ausschließlich dieses Menschliche interessiert, das Nichtsalsmenschliche. Was ihn lockt und anzieht an aller Geschichte, ist nicht der Staat, ist nicht die Gesellschaft, sondern der Einzelmensch, den er in alle Verschlingungen seines Lebens hinein verfolgen, dem er alle Züge seines Wesens absehen, alle Regungen seines Herzens ablauschen kann. Wie der Dichter braucht er einen Helden, für den er sich erwärmen, mit dem er alle Lebenslagen und Lebensereignisse durchkosten und durchempfinden kann.

Doch, wenn er Helden braucht, mußte es gerade ein Frischlin, ein Schubart, ein Hutten sein, dem er Heroldsdienste erweist? Wenn er die Geister der Vorzeit beschwören und sie mit seiner feinen Kunst lebendig vor Augen führen will, warum nicht lieber den Geist eines Lessing und Göthe, die unsrem modernen Denken und nationalen Empfinden so viel näher stehen, denen er überdies ein geradezu kongeniales Verständnis entgegenbrachte? Schade, möchte man sagen, daß er gerade die dankbarsten Stoffe, die sich ihm fast von selbst unter die Feder schoben, unentschlossen beiseite legte — schade, um unsertwillen und um seinetwillen. Dem Biographen Strauß wäre es ein Leichtes gewesen, den Weg zum Herzen derer zu finden, die sich der Kritiker Strauß für immer entfremdet hatte. Doch, statt zu bedauern, statt ihn anzuklagen, suche man ihn erst zu verstehen.

Man sehe auf Göthe! Alle Gestalten seiner Dichtung — Faust, Egmont, Werther, Tasso — tragen bei aller Verschiedenheit unverkennbar seine eigenen Züge, die Züge des Dichters: im Grund war immer er selbst der Held seiner Romane, der Held, den er auf die Bühne brachte. Etwas Ähnliches begegnet uns bei Strauß: Schubart, Frischlin und Hutten sind, jeder in seiner Art, rechte Kämpfer gewesen, Kämpfer um Licht, um Wahrheit, um Freiheit, wie auch Strauß sein ganzes Leben in mannigfachen Kämpfen verbracht hat. Aber auch das Unglück seines Lebens hat er mit ihnen gemein: hier, wie dort, dieselbe Unrast des Lebens, dasselbe ruh- und ziellose Wanderleben. Eine gewisse Ähnlichkeit liegt am Tag und man kann nur schließen, daß sich Strauß als Biograph immer nur dorthin wandte, nur von solchen Menschen eine Schilderung geben konnte, in deren Leben er gewissermaßen sein eigenes Leben gespiegelt fand. Wer, wie Strauß, der halben Welt den Fehdehandschuh hingeworfen hat, wessen Schild gespickt ist mit den

Pfeilen der Gegner, wer selbst als Einsamer durchs Leben geht, der mag wohl gerne im Geist bei denen verweilen, die vor ihm gekämpft und gelitten haben: in ihren Kämpfen kann er seine eigenen schildern, in ihren Schicksalen seine Schicksale zeigen.

Aber Schubart und Frischlin? Lichtfreunde, Geisteskämpfer, wie er, sind sie doch, lediglich auf Charakter- und Gemütsart angesehen, sein vollkommenes Widerspiel. Unmöglich, sollte man denken, kann es dem bürgerlich ehrbaren Strauß, dem „des Lebens ernstes Führen“ sozusagen im Blute lag, unmöglich kann es ihm sonderlich wohl gewesen sein unter Kraftgenies, die am Unmaß ihres Talents oder Charakters, der eine innerlich, der andere äußerlich, zugrunde gegangen sind. Aber man weiß ja: nicht nur Gleiches gesellt sich zu Gleichem, oft sind es gerade die Gegensätze, die einander anziehen, sofern der eine im andern seine Ergänzung findet. Weil er selbst eine so durchaus reflektierte Natur war, weil das Leben, das er führte, ein weit überwiegend geistiges, durch Denken vermitteltes war, gerade deswegen tat ihm die Betrachtung und Darstellung von Naturen wohl, die, mit derberen Organen ausgerüstet als er, sich mit der Unbefangenheit des Naturmenschen an die Tische des Lebens setzten, die keck und naiv aus dem Vollen zu schöpfen und alle Freudenbecher bis auf die Neige zu leeren wußten. Bei ihnen fand er, was ihm fehlte: Fleisch und Blut, menschliche Natur an sich, unverkümmert und unverstellt. 1) Vermählt sich damit ein vornehmer Sinn, eine edle Leidenschaft, heroische Hingabe an eine große, nationale Idee, so steht Hutten vor uns, der wahre Ritter vom Geist, der „Held“ nach dem Herzen des Biographen:

Ulrich Hutten, edler Ritter,
Deutscher Freiheit kühner Hort!
Deine Lanze ging in Splitter,
Doch unsterblich kämpft dein Wort.

¹⁾ Th. Ziegler macht übrigens in dem kürzlich erschienenen zweiten Band seiner Straußbiographie darauf aufmerksam, daß es sich doch nicht um bloße Gegensätzlichkeit handeln kann. Das Ursprüngliche war auch hier eine gewisse innere Verwandtschaft. Strauß beneidete seine Helden im Stillen um ihre resolute Art, das Leben zu nehmen und mit ihm umzuspringen. Er wäre so gerne gewesen, wie sie; er hätte so gern einmal gelebt, wie sie — aber er konnte nicht. Es lag wie ein Bann auf ihm, der ihn auf sich selbst zurückwarf und nicht dazu kommen ließ, sich auszuleben, wozu er doch, als Temperaments- und Stimmungsmensch, einen geheimen Stachel in sich trug. Demnach wäre das Richtige: bei aller Gegensätzlichkeit eine versteckte, ihm selbst vielleicht unbewußte Verwandtschaft.

Indessen war Strauß nicht einzig auf das große Historienbild angewiesen. Kennzeichnend für ihn und seine Kunst ist die Sauberkeit und Feinheit der Zeichnung, das liebevolle Eingehen ins Detail, das Hinarbeiten auf intime Wirkungen. Je näher aber ein geschichtlicher Stoff zur Gegenwart liegt, desto reicher fließt das Detail, desto mehr tritt das Persönliche hervor, desto individueller werden die Züge. Kein Wunder, wenn sich Strauß von Anfang an dem zeitgenössischen Porträt zuwandte, das, weniger anspruchsvoll als das figurenreiche Historienbild, seinem eigensten Talent vielleicht noch angemessener war. Wie es dem Maler natürlich ist, seine Umgebung vornehmlich auf ihre malerischen Werte hin anzusehen, so holte sich Strauß mit dem Blick des geborenen Biographen aus jeder Materie, welche ihn innerlich beschäftigte oder interessierte, Motive zu Lebens- und Charakterbildern heraus, gleichgültig, nach welcher Richtung sie lagen. Er führte sozusagen ein besonderes Skizzenbuch, das er regelmäßig hervorzog, wo und wann ihm ein besonders interessanter Kopf im Vorbeigehen aufstieß. So kam wohl eine etwas bunte Gesellschaft zusammen: Fürsten, Dichter, Maler, Historiker, Theologen, sogar ein wandernder Schauspieldirektor blickten uns entgegen, darunter — auffallenderweise — nur wenige, die auf allgemeines Interesse Anspruch haben, wohl aber manche, denen einzig der Stift des Meisters zu einer gewissen Unsterblichkeit verholfen hat. Aber sein Interesse galt ja auch nicht dem Gelehrten, dem Künstler, dem Staatsmann als solchem, sondern dem eigentümlichen Menschenwesen, das dahinter stand, das in seiner Besonderheit zu erfassen, für dessen Geheimnisse und Rätsel die lösende Formel zu geben war. Denn Strauß hatte einmal eine Vorliebe für alles Besondere und Eigenartige. Wer ein Ganzer war, geschlossen und eindeutig in seinem Wesen und in seinem Geben, der hatte es von vornherein bei ihm gewonnen, dem fiel er — als Künstler wenigstens — ohne weiteres zu, mochte sein eigener Standpunkt noch so weit abstehen, ja dem des andern entgegengesetzt sein. Es war ernst gemeint, wenn er an einen Bekannten die Frage richtete: „Wissen Sie mir nicht einen Ganzen, und wenn es ein ganzer Narr wäre?“ Und wo er auch nur auf einzelne sprechende Züge traf, in denen ein eigenartiges Wesen in eigenartiger Weise zum Vorschein kam, bezeugte er sogleich Interesse; gleichgültig ließen ihn nur die unentschiedenen, ausdruckslosen Individualitäten, die ihren Schwerpunkt nicht in sich selber

tragen.“¹⁾ Andererseits kehrte er widerwillig den Rücken, wo ihm bloße Scheinoriginalität oder anmaßliche Genialitätssucht entgegentrat: er sah bei den Menschen durch die Oberfläche hindurch auf den Kern und liebte es sogar, wenn ein gesunder, tüchtiger Kern unter der Hülle der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit verborgen lag. Seine Vorliebe für das Besondere und Eigenartige macht sich übrigens auch noch in anderer Weise bemerkbar. Die gebahnten und vielbegangenen Straßen vermied er. Seine Art war es nicht, den Pflug über Felder zu führen, auf denen andere vor ihm gesät und geerntet hatten. Lieber ging er zur Seite, in einsame Täler, in eine stille Waldecke, wo ein Neubruch zu brechen war. So kann man es wohl verstehen, wie er als Biograph an Menschen geriet, die, vielleicht bedeutend in ihrem Fach, irgendwo ein gelehrtes oder künstlerisches Sonderleben führten, an kleine Existenzen, an Vergessene oder Halbvergessene, denen im Leben ihr Recht nicht geworden war.

Eine Reihe für sich bilden die Arbeiten über Märklin, Justinus Kerner, Ludwig Bauer, Kauffmann und Sicherer. Hier ist der Kreis, im dem er betrachtend und darstellend verweilt, vollends in die Enge und nächste Nähe zusammengezogen. Sie waren die Freunde. Noch in viel stärkerem Maß, in viel eigentlicherem Sinne war Strauß bei der Darstellung ihres Lebens und Charakters gemächlich mitbeteiligt; der Umgang mit ihnen war kein bloß ideeller, durch hinterlassene Briefe, Aufzeichnungen und sonstige Dokumente vermittelter, ihr Bild brauchte er nicht erst auf divinatischem Weg in sich zu erzeugen: ihrer war er so sicher, wie seiner selbst. Und merkwürdig! auch sie waren Ganze. Sicherer, seinen Heilbronner Freund, vergleicht er selbst mit der Eiche, deren Äste sich ungehindert nach allen Seiten und in eigentümlichen Windungen ausbreiten. In Märklin sah er den Mann, der aus dem Bruch mit seiner theologischen Vergangenheit selbst als ein Ungebrochener hervorgegangen war. Kerner und Bauer wollten weniger als Charaktere genommen sein, um so mehr aber als das, was Göthe „Naturen“ nennt, insofern sich bei ihnen Kopf und Herz, Geistigkeit und gesunde Sinnlichkeit zu schönem Verhältnis zusammenfanden. Darum war ihm auch ihre Freundschaft so wertvoll: in jedem von ihnen fand er ein Du, das sein eigenes, so viel phantasie- und

¹⁾ Vergl. Kuno Fischer, D. Fr. Strauß als Biograph. (Gesammelte Aufsätze 1908.)

sinnenärmeres, reflektierendes, grüblerisches Ich in gewisser Hinsicht ergänzen konnte.

Auch dabei blieb er nicht stehen. Er führte seine Kunst noch näher heran und erlaubte ihr, das Bild seiner verstorbenen Mutter, das er im innersten Heiligtum seines Herzens bewahrte, ans Licht zu bringen und so die Galerie seltener Menschenbilder, mit denen er sich zu umstellen liebte, durch ein ausgesucht feines Stück zu bereichern. „Wahrhaftig“, mußte er sich selber sagen, „wenn es keine Unsterblichkeit gibt, so sollte man für diese Frau eine veranstalten.“ Als guter Sohn hat er jedenfalls redlich getan, was er konnte, um ihr Andenken dem gemeinen Menschenlos, zu sterben und vergessen zu werden, kraft seines Talents zu entreißen: „Wie geläutert von allem Irdischen,“ ruft er aus, „war unter lauter irdischer Tätigkeit dies Gemüt!“ Deshalb verbot es sich auch von selbst, ihr Bildnis, wie das einer Heiligen, auf lauter Goldgrund zu malen: der Hintergrund, auf dem es einzig zur Geltung kam und gesehen sein wollte, konnte kaum etwas anderes sein, als ihr Haus, das für sie ihre Welt bedeutete. Aber es wollte auch, wie eine kleine Welt, durch mancherlei Störungen hindurch fortwährend im Gleichgewicht erhalten, vor drohenden Katastrophen bewahrt sein. Andererseits hat der Zeichner mit bewußter Kunst durch eingefügte genremäßige Szenen und Episoden dafür Sorge getragen, daß seinem Jugendlieben der allgemeine Stimmungscharakter eines Idylls erhalten blieb. Sogar die Schatten, die darauf liegen, müssen ihrerseits dazu dienen, jenes Licht, das von der einen Gestalt seiner Mutter ausgeht, nur noch wirksamer zu machen, nur noch mehr hervortreten zu lassen. Trotzdem bedarf es noch einiger Überlegung, ob es angeht, ein Lebensbild von so intim familiärem Charakter seinen übrigen biographischen Arbeiten ohne weiteres beizuzählen und anzureihen. Daß die Absichten des Verfassers nichts weniger als literarische waren, besagt die Aufschrift: „Zum Andenken an meine gute Mutter. Für meine lieben Kinder.“ Dankbare Liebe hat ihm die Feder in die Hand gedrückt — was er schrieb, war aber auch von Anfang an für keine anderen Augen bestimmt, als wieder nur für die Augen der Liebe. Allerdings träfe dies für das Leben Märklins, dieses „Denkmal eines trauernden Freundes“, fast ebenso zu. Und nicht nur für dieses. Wer zu den Auserwählten seiner Feder gehören sollte, mußte seiner eigenen Seelenstimmung etwas Verwandtes entgegenbringen: alle, alle haben sie irgendwie teilgehabt an seinem eigenen, inneren

Leben, an allen hat Strauß je nach Gemüts- oder Lebenslage persönlichen Anteil genommen, von jedem einzelnen gilt, was er selbst im allgemeinen gesagt hat: „Ich kann über niemand schreiben, den ich nicht liebe.“ Nein, eine Linie, durch welche sich das Literarische vom intim Familiären abgrenzen ließe, eine solche Linie gibt es nicht; umgekehrt dürfte das Charakteristische seiner ganzen biographischen Kunst gerade darin zu finden sein, daß sie mit ihren Wurzeln überall in die Tiefe des Gemüts hinabreicht und in der Pflege gemütlicher Beziehungen gipfelt.

Noch immer war in seiner Lebensarbeit eine letzte Lücke nicht ausgefüllt: man würde es wenigstens als solche empfinden, wenn er als Biograph und Charakteristiker gerade an demjenigen vorübergegangen wäre, den er kannte, wie keinen, der ihm näher stand als Kind, Mutter und Freund: an seinem eigenen Ich. Auf irgend eine Weise spielte sein Ich ja wohl überall mit herein, besonders deutlich und ganz unverkennbar gerade in einer seiner frühesten Arbeiten, im Lebens- und Charakterbild Märklins. Die gemeinsam in Seminar und Stift verlebte Jünglingszeit, das spätere Zusammenleben in Heilbronn erlaubte ihm, auf längere Strecken gerade so zu sprechen, als ob er ein Stück seiner eigenen Lebensgeschichte zu erzählen hätte, dies um so mehr, als sie beide, religiös wie politisch, dieselben Schicksale hatten. Auch das Lebensbild seiner Mutter liest sich stellenweise wie der Anfang einer richtigen Selbstbiographie. Denn natürlich — ihr Alter war seine Jugend; das Haus, in dem sie lebte und lebte, zugleich der Schauplatz seiner eigenen ersten Lebensversuche; um ihre mütterliche Art zu schildern, mußte er sich selbst miteinschließen in den Kreis, dem ihr Sorgen und Schaffen galt. Nicht als ob er sich deshalb in den Vordergrund gestellt hätte, das verbot ihm sein Taktgefühl und sein Kunstverstand; aber leicht mag es allerdings nicht gewesen sein, die eigene Person, die doch mit allen und allem in engster Verbindung stand, die aus diesem Kreis gar nicht wegzudenken ist, auch wieder soweit zurückzustellen, daß der Mutter als der Hauptperson das Hauptinteresse erhalten blieb. Auch hier wieder — ein bloßer Ansatz zu einer Selbstbiographie, nicht mehr, doch auch nicht weniger; eine Vorstudie, wenn man so will, die doch immerhin Aussicht gibt, daß ein Größeres, das man erwartet, noch werden kann, vielleicht schon im Werden begriffen ist. Um sein eigener Historiker zu sein, dazu bedarf's, wie immer, wo man Geschichte schreibt, einer gewissen Entfernung von dem Gegenstand, in diesem

Fall von sich selbst, dazu gehört ein weiter Blick über das Ganze der zurückgelegten Lebensstrecke. Diesen Blick, diese Entfernung, um nicht zu sagen, Entfremdung, gibt erst das Alter. Und nicht sobald hatte Strauß die Nachricht erhalten, daß er Großvater war, als er pflichtlich zur Feder griff, um die „Denkwürdigkeiten“ seines Lebens zu Papier zu bringen. Er übereilte sich nicht, er arbeitete an diesen Denkwürdigkeiten mit zweimaliger längerer Unterbrechung, leidenschaftslos, mit der epischen Ruhe, die ein Geschenk des Alters ist. Und seine Absicht ging ja auch keineswegs auf ein vollständiges Lebensbild großen Stils: was er geben wollte, und, recht erwogen, auch allein geben konnte, war ein literarisches Selbstporträt. Strauß war Privatgelehrter und führte das Leben eines Privatgelehrten. Das Studierzimmer diente zugleich als Hörsaal und Tribüne. Um nach außen zu wirken, stand ihm kein anderes Mittel, um seine Kämpfe auszufechten, keine andere Waffe zur Verfügung als seine Feder. Wohlan denn! so brauchte er nur die Schicksale seiner Feder zu erzählen — das gab noch immer ein Lebensbuch, wie es außer ihm wenige schreiben konnten. Und auch so, unter dieser Einschränkung auf das „Literarische“, wies die Aufgabe, die er sich stellte, über sich selbst hinaus: in die Tiefe und in die Weite. In die Tiefe, sofern sie ihm Anlaß gab, die ganze, rätselhafte Struktur seines Geistes aufzuzeigen, an sich selbst eine Art Seelenanalyse vorzunehmen, durch die seine schriftstellerische Entwicklung erst recht verständlich wurde — in die Breite, weil sich diese Entwicklung nun einmal nicht anders darstellen ließ, als so, daß er sie in den Rahmen seines äußeren Lebens stellte.

Wie sehr ist er doch in alledem Dichter gewesen: in seinem Formtalent, von dem zu Anfang die Rede war, in jenem künstlerischen Trieb, ein Ganzes und Lebensvolles aus sich herauszugestalten, in der feinen Witterung für das Persönliche und Individuelle, in der Anempfindung an fremde Menschen und Zustände, in der Freude am kraftvoll Originellen, in der geheimen Wahlverwandtschaft, die zwischen ihm und seinen Helden bestand, endlich in der Art, wie er sich selbst in den Gegenstand hinüberspiegelt, wie er sich aber auch, als sein eigener Biograph, seinem Ich direkt gegenüberstellt, um es rein für sich zu unmittelbarer Darstellung zu bringen. Soweit reichte sein Künstlertum — darüber hinaus ist er Gelehrter, und nichts als Gelehrter, dem es nicht um den schönen Schein, sondern einzig um die in den Dingen und hinter den Dingen liegende Wirklichkeit zu tun ist. Nun gilt

ja doch in dem Fach, das er sich ausersehen, im biographischen, als höchstes Gesetz: die historische Treue, und so war denn sein kritischer Scharfsinn, die Bohr- und Stoßkraft seines Denkens, statt ihm ein Hindernis zu bereiten, sogar am Platz und wie gerufen kam ihm die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er zu arbeiten pflegte, die Nüchternheit und Besonnenheit seines Urteils. Ja freilich übte er schonungslose Kritik und sie war doch im Grund nichts anderes, als der Ausfluß eines realistischen, auf unverfälschte Wirklichkeit und unverstellte Wahrheit gerichteten Sinnes. Gerade in seiner neuen Eigenschaft als Biograph und Charakteristiker bot sich ihm reichlich Gelegenheit, solchen Wahrheits- und Wirklichkeits-sinn zu bewähren, ihn recht eigentlich an den Mann zu bringen; es sei hier, der Kürze wegen, auf den einzigen Hutten verwiesen: an Stelle eines falschen Ideals, das sich aus lauter Vortrefflichkeiten zusammensetzt, bekam man erstmals den wirklichen Hutten zu sehen, der doch auch seine Stellen hatte, wo er sterblich war.

Es ist nicht anders — der Fund, den er gemacht hat, war ein Glücksfund: nach keiner Seite braucht er als Biograph mit seinem Doppeltalent zu sehr im Rest zu bleiben, es kommt jetzt — wenn auch nur in gewissen Grenzen — beides zu feinem Recht: das künstlerische Vermögen und das kritische Gewissen. Die Verbindung wissenschaftlichen Ernstes mit poetischem Empfinden und künstlerischer Gestaltungskraft macht aber auch seine Arbeiten, die größeren wie die kleineren, zu dem, was sie sind: zu Schau- und Schmuckstücken, die eine dauernde Bereicherung unseres Schrifttums darstellen. Als die Krone darunter wird das Leben Voltaires gelten dürfen, nach Zellers Urteil das vollendetste biographische Kunstwerk, das unsere Literatur neben Göthes „Wahrheit und, Dichtung“ besitzt.

III.

Der Lyriker.

Etwas Außerordentliches war geschehen: mitten unter den Gelehrten war ein Künstler erschienen, der doch, mit Kuno Fischer zu reden, in allen Stücken, welche den Wert der Gelehrsamkeit ausmachen, eine so imposante Überlegenheit zeigte. Immerhin ist in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, theologischen wie biographischen, das künstlerische Element erst noch latent vorhanden, sofern es gebunden bleibt an ein ihm fremdes, wissenschaftliches: um sein Vorhandensein aufzuzeigen, dazu hatte es einer Art geistiger Chemie bedurft. Man sähe es aber gern, wenn dieses künstlerische Element sich irgendwo rein darstellte, an irgend einem Punkt offen zutage träte — das wäre die Probe auf die Richtigkeit der gegebenen Analyse. Und diese Probe läßt sich erbringen durch den einfachen Hinweis auf seine Lyrik.

Was den Dichter macht, ist nach Göthe das volle, ganz von einer Empfindung volle Herz. Den Lyriker jedenfalls hat man sich vorzustellen als ein Wesen von besonders zarter Beschaffenheit und reichstem Innenleben; daß aber Strauß ein solches Wesen war, daß gerade Strauß es besaß, jenes volle, ganz von einer Empfindung volle Herz, wer hätte das wissen können, außer denen, die ihm persönlich nahestanden, seinen nächsten Angehörigen und Freunden? Diesen freilich war die zarte Besaitung und Feinfühligkeit seines Wesens von früh auf bekannt, daneben wohl auch, als die Kehrseite dazu, eine gewisse Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die geschont sein wollte. Es konnte kommen, daß er vor rauher Berührung sich bald scheu in sich selbst zurückzieht, bald schneidende Schärfe hervorkehrt, bald auflodert in gewaltigem Zorn. Stimmung ist alles, seine ganze Schriftstellerei erwuchs ihm auf der Grundlage der Stimmung: er habe, sagt er einmal, was er gearbeitet habe, immer aus Leidenschaft gearbeitet; ein andermal: „ich muß zornig sein, um schreiben zu können“. Verallgemeinernd darf man sagen: bei allem, was er schreibt, ist er mit seiner Person, mit

seinem Temperament, mit Stimmungen und Verstimmungen aufs stärkste mitbeteiligt, mehr, als man gewöhnlich weiß und in Anschlag bringt. Wenn aber in einem Schriftsteller das Gefühlsleben so stark arbeitet, daß es zur treibenden Kraft sogar für die wissenschaftliche Arbeit wird, dann kann es nicht fehlen, daß das Gefühl auch selbständig zum Ausdruck kommen will, seine eigene Sprache zu sprechen sucht. Die Sprache des Gefühls aber ist die Lyrik, das lyrische Gedicht.

Besser als von Gefühl redet man bei ihm von seinem Gemüt, dem tragenden Grund alles Gefühlslebens. Gefühl ist ein luftig, wechselnd und vielgestaltig Ding — das Gemüt ist tief und beharrend. Gefühle schweifen gern in alle Ferne, das Gemüt hängt sich an das Nahe und Nächste, an Vater und Mutter, an Weib und Kind. Es war vergebens, ihm von außen her einen Stoff aufzudrängen, der ihm fremd war: er mußte als Sohn, als Vater, als Freund empfinden können, sich verwandtschaftlich oder doch irgendwie sympathisch angesprochen fühlen, wenn der Künstler in ihm erwachsen sollte. Die Biographien wenigstens sind auf keine andere Weise zustande gekommen: so objektiv, so vornehm kühl sie gehalten sind, sie erwachsen doch samt und sonders aus dem warmen Boden der Subjektivität und Intimität. Dann aber, wenn er, still und gesammelt, ferner Lieben und Freunde gedachte, vernahm er in seinem Innern ein geheimes Singen und Klingen und dieses Singen und Klingen fand nach außen hin seinen entsprechenden Ton im Vers, im lyrischen Gedicht, das der Musik am nächsten kommt. Es ist so: auch die Lyrik entstammt bei Strauß zu einem guten Teil dem treuen, beharrenden, jenem nächsten Umkreis zugekehrten Gemüt — Pietät ist der Grundton, auf den sie gestimmt ist.

Wenn die Linde blüht und die Bienen summend sie umschwärmen, denkt er des Vaterhauses, das im Schatten einer Linde stand, denkt er des Vaters, der, sein Schöppchen trinkend, gerne unter der Linde saß.

O Lindenduft, o Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Küßchen doppelt fein
Von einem schönen Kinde.
Dem Vater bring ich dieses Glas,
Der auch nicht gerne trocken saß
Im Schatten einer Linde.

Wer es gehört hat, sein Lindenlied, vergißt es nicht wieder.
Da ist Wehmut, übergleitend in leichten Scherz, Naturempfinden,
verbunden mit Heimatgefühl, und das alles — so melodiös ein-
schmeichelnd, so leichthin gesungen, so selbstverständlich, daß man
zu Uhland gehen muß, um etwas Ähnliches zu finden.

Aber es gibt auch dunkle Stellen in seiner Dichtung, es liegen
Abgründe darin; man lese im Anschluß an das Lindenlied den
erschütternden Nachruf: „An meine Mutter“, der hineinführt in
die schweren, grüblerischen Gedankengänge eines in Leid ver-
senkten Gemüts.

Du mußttest sterben, Mutter, ich muß leben;
Ach, warum hast du mich nicht mitgenommen?
So schlief ich, aller Erdenqual entkommen,
An deiner Seite, kühl gelegt und eben.

Noch leb' ich, und nur Eins ward mir gegeben:
War ich in Nächten schlaflos und beklommen,
Darf oft, eh' noch im Osten Licht entklommen,
Dein Bild in leichtem Traume mich umschweben.

O süßer Wahn, fahr fort mich zu betören!
Die Mutter wiederseh'n, sie reden hören! —
Doch muß auch diese Wonne schwarz sich färben.

Ach, ihre letzten Leidensstunden haben
Zu tief sich diesem Herzen eingegraben:
Ich seh' sie auch im Traum nur immer — sterben.

In ähnlich innigem Verhältnis, wie zur Mutter, stand er
— in absteigender Linie — zu seiner Tochter Georgine, die, wie
übrigens auch der Sohn, mit tiefempfundenen Liedern bedacht ist.
Und als sie ihn gar mit Zwillingssenkeln beschenkte, da legte er
aus treuem, großväterlichem Herzen Gedicht um Gedicht, eins
rührender, eins schalkhafter als das andere, den Kleinen als An-
gebilde in die Wiege.

Hütet die Äugchen
Hübsch vor dem Licht;
Nur euren Alten
Fürchtet mir nicht.
Ruhig schlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald schläft der alte
Großvater auch.

Und noch einmal tritt die Pietät hervor, diesmal im Gewande der Freundschaft.

Mit der Freundschaft ist es ein eigen Ding, Freunde hat man, oder man hat sie nicht: es gehört Talent zur Freundschaft. Und Strauß hatte dieses Talent in besonderem Maße, er war Virtuos in der Freundschaft. Merkwürdig! Derselbe Mann, den man nicht anders kannte, denn als scheu und zurückhaltend in der Gesellschaft, der gab sich, wo er warm werden konnte, wo er sich verstanden wußte, im Augenblick hell, offen und teilnahmsvoll. Erst aus dem von Zeller veröffentlichten Briefwechsel erfuhr man auch in weiteren Kreisen, wie aufschluß- und anschlußbedürftig, welch mitteilende und gesellige Natur er im Grunde gewesen ist. Ja, er hatte Talent zur Freundschaft, und nicht nur zu dieser: in seiner Leier besaß er das Instrument, auf dem er es immer aufs neue zu spielen nicht müde ward — das Lied von der Freundschaft, in wechselnder Tonart, mit immer neuen Variationen. Am reichsten bedacht mit poetischen Grüßen ist der Treueste der Treuen, der Pfarrer Rapp, mit dem ihn eine wahrhaft antike Freundschaft verband, an David und Jonathan, an Orest und Pylades erinnernd.

Ungleich wog uns ein Gott (aber ich murre nicht)
Los und Schickungen: Mir wog er die Einsamkeit,
Wog mir ferne der Heimat
Mühen und Sorgen ohn' Ende zu.

Dir im friedlichen Tal, zwischen bewaldeten
Hügeln, wo sich der Fluß stille durch Wiesen krümmt,
Unter Linden und Rosen
Gab der Gütige Hof und Haus.

Freu' dich lange des Glücks, das dir ein Gott beschied!
Ich, so gut ichs vermag, stehe dem Mißgeschick;
Bis von beiden die Menschen
Sagen werden: Sie waren einst.

Er brauchte so wenig, um glücklich zu sein: wenn irgendwo, fand er sein Glück in den einfachen, naturgegebenen, festgefügtten Formen des Berufs, der Familie und der Freundschaft. Und weil es so war, so konnte auch die ganze Tragik seines Lebens daraus entspringen. Denn tragisch ist es doch, daß ihm, gerade ihm die Wohltat eines Berufs, der seinem Leben einen festen Halt, seiner Arbeit ein festes Ziel gegeben hätte, zeitlebens versagt blieb. Tragisch ist es doch, daß er, gerade er, mit dem ausgeprägten Familiensinn, zugleich mit der Frau, von der er sich trennte, die Kinder verlor, die er unter fremde Menschen weggeben mußte. Und nicht anders als tragisch kann man es heißen, daß er, der geschaffen war für ein Leben im Haus und am eigenen Herd, der „Flüchtling“ wurde, der „Unbehauste“, der nirgends einzuwurzeln vermochte, daß der Anschlußbedürftige der Einsamkeit überantwortet blieb.

Schlimm, wenn durch Lösung der Ehe ein Häuflein Menschen, die doch zusammengehören, auseinandergesprengt wird — für Strauß war es mehr, bei Strauß mit seiner besonderen Veranlagung mußte es tiefer gehen: bei ihm griff es an die Grundlagen der Existenz. Gemütsdichtung darf seine Dichtung heißen, weil sie geschöpft ist aus den engen Beziehungen zu Nächsten und Allernächsten: jetzt wo diese Beziehungen verwirrt und gelöst sind, wo das Heiligtum zerstört ist, in dem er als Priester hätte walten können, wird auch Strauß zum Dichter des beleidigten, gedrückten, verwundeten und zerrissenen Gemüts. Die stöhnenden Laute, die man vernimmt, geben eine Ahnung von den Schmerzen jener Jahre, die verzweifelten Schreie, die er ausstößt, von dem schweren Alp, der sich auf ihn gelegt hat.

Ich wollte reisen, nun verreis' ich nicht,
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht,
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Obs Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht.

Nie hab ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Und wenn auch solch grelle und schrille Dissonanzen vereinzelt sind und später wieder verschwinden: seiner Dichtung bleibt doch ihr dunkles Moll, der Affekt weicht nur dem Leid, der Melancholie und dem Lebensüberdruß, der ein Dauerzustand seiner Seele zu werden droht.

Eine Disposition zu elegischer Lebensauffassung war übrigens schon von Hause vorhanden: er hatte, wie er des öfters klagt, auch in seiner Jugend nicht zu rechtem Genuß des Lebens, überhaupt nie in ein rechtes Verhältnis zum Leben kommen können. Wenn man alles in Anschlag bringt: die ursprünglich sentimentale Stellung, die er zum Leben einnimmt, die inneren Spannungen, die sich aus der Kompliziertheit seiner Natur notwendig ergeben mußten, das Zerteilte seiner Produktion, wovon noch die Rede sein wird, das äußere Mißgeschick, das ihn traf, so kann man es wohl verstehen, wenn er sich mit dreiundvierzig Jahren vorkommt als ein Blatt, das, schon im Sommer herbstlich abgefallen, vom Winde hin und her bewegt wird, wenn er noch als Fünfundvierziger an seinen Freund Kuno Fischer, den Philosophen, schreibt:

Ich wünsche nichts mehr als zu schlafen
Nach langer Müh und kurzem Glück.

So ist Göthes Wort bei ihm in Erfüllung gegangen:

Ein leicht bewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Nur vergesse man nicht, daß ja doch auch seine Lyrik diesem leicht bewegten Herzen entquoll: wie hätte er dazu kommen sollen, zu dichten, wenn er nicht eine Erleichterung und Besänftigung darin gefunden, wenn ihm seine Dichtung nicht, was sie für Göthe war, eine Selbstbefreiung von Druck und Schmerzen bedeutet hätte? So bewährte sich ihm auch das andere Göthewort:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Daß er nicht dumpfbrütend in seinem Zustand verharrte,
sondern, was ihn zu innerst bewegte, von sich abzulösen, in den

reinen, durchsichtigen Gebilden seiner Lyrik gegenständlich zu machen wußte, ist jedenfalls an sich schon ein Beweis für die geistige Überlegenheit, die er auch in den schlimmsten Zeiten bewahrte oder doch immer wieder zeitig zurückgewann. Seine eigene Natur besorgte denn auch die Heilung; die Mittel aber, die ihm von Haus dazu mitgegeben waren, sie heißen: Gefäßtheit und Selbstbescheidung, so daß sein Wesen allmählich lauter Gelassenheit, man muß sagen, fromme Ergebung wurde:

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.

Mittlerweile war auch das Alter langsam herangekommen, ihm wenigstens, wie seinem Freund Vischer, insofern nicht unerwünscht, als es die Leidenschaften, welche im Jüngling und noch im Mann ihr Wesen treiben, vollends zur Ruhe brachte:

Wie steht im Wintersturme dort
So still der Apfelbaum;
Es rühret ihm der grimme Nord
Die kahlen Äste kaum.

Wenn es jetzt Sommer wäre, ha!
Wie wühlte das im Laub;
Wie wären Äst' und Zweige da
Der wilden Lüfte Raub!

So läßt der Sturm der Leidenschaft
Das Alter ungerührt,
Der starker Jugend volle Kraft
Gewaltsam mit sich führt.

Indessen — er sollte sich täuschen, er triumphierte zu früh; an dem winterlichen Baum war ein Wunder geschehen: er stand über Nacht in neuen Trieben und Blüten. Man kennt sie ja, am besten aus Göthes Lebensgeschichte, jene späte Liebe, die zuweilen das Herz eines alternden Dichters überschleicht — und sie ist auch so außerordentlich nicht, wenn man bedenkt, daß Dichter sein und jung bleiben fast dasselbe bedeutet. Auffallend wird sie erst dann, wenn ein Dichter erst alt werden muß, um sich reif zur Liebe zu fühlen. Darum bei Strauß die verwunderte Frage an den Liebesgott:

Loser Götterknabe, dieweil ich jung war,
Braun und reich die Locke das Haupt umwallte,
Sandtest du nur selten, nur gelinde
Pfeile dem Herzen.

Jetzt, da mir die Locke gebleicht, das Herz mir
Matter schlug, bald völliger Rast gewärtig:
Sprich, warum suchst du der Geschosse schärfstes
Nun in dem Köcher?

Von seinem Verhältnis zu den Frauen redet er sonst in sehr resigniertem Ton:

Den Frauen war ich immer hold,
Sie aber sind mirs nie gewesen.
Was ich von Frauenliebe sang,
Ist eitel Poesie gewesen.

Diesmal war's anders: was er dichtet, ist erlebt; von den Liebesliedern des Jahres 1866 kann gelten, was Göthe von den seinigen sagt: „nicht hab ich sie, sie haben mich gedichtet“. Man glaubt ihn zu hören, den Atem schwer verhaltener Leidenschaft, man spürt ihn förmlich, den Schlag eines tieferregten, glückverlangenden Herzens und zum erstenmal bemerkt man bei dem sonst so gemessenen, an sich haltenden Dichter die große, feierliche Gebärde, das machtvolle Pathos des Tragikers.

Ja, glüht ihr Bäume, glüht ihr Triebe,
In diesem reinen Himmelslicht!
Verglüh' in dieser letzten Liebe,
Du armes Herz, und zage nicht!
Und du, die es zum späten Lenze
Geweckt, du hehre Sonne dort,
Du wandle deinen Pfad und glänze
In ew'ger Jugendschöne fort!

Um so niederschlagender wirkt der „Profefß“, mit welchem diese ganze lyrische Episode im nächsten Jahr ihren Abschluß fand:

Wär ich vor sechs Jahrhunderten geboren,
So hätt ich all der Sorgen, die mich drücken,
Der Zentnerlasten, den gebeugten Rücken
Entladen längst vor eines Klosters Toren.

Er hatte wieder einmal entsagen, er hatte es wieder einmal erfahren müssen, daß ihm ein ganzes Glück nicht beschieden war.

Unglücklicher Mann, der ihn zum zweitenmal träumte, den Traum einer von sorglicher Frauenhand ihm bereiteten Häuslichkeit, dem sich sein Traum zum zweitenmal in unerquickliche Wirklichkeit verkehrte! Man hätte ihm damals, wie manchmal sonst, etwas von dem Trotz des Götheschen Prometheus wünschen mögen:

Wähtest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blümenträume reiften?

Zu solcher Sprache fehlte ihm wirklich das Kraftgenialische, der wilde, ungebrochene Lebenswille. Immerhin war er kein Rohr, das sich ebenso leicht brechen als biegen läßt. Er hatte etwas von der Natur des Stahls in sich, der seine Schärfe behält, der, so oft er gebogen wird, immer wieder in seine frühere, gerade Richtung zurückschnellt. Strauß war bei aller Feinfühligkeit eine objektive Natur und aus dieser seiner großen Objektivität entsprang wieder ein Heroismus besonderer Art. Es fiel ihm nicht ein, Welt und Leben an dem kleinen Maßstab subjektiver Stimmungen, persönlicher Erfahrungen bemessen zu wollen, den eigenen Schmerz in romantischer Weise zum Weltschmerz emporzusteigern. Was konnten denn auch persönliche Anliegen, gemütliche Nöte eines einzelnen innerhalb der großen Weltzusammenhänge zu bedeuten haben? So viel er sich menschlich mit jenen zu schaffen machte, sein Geist lebte doch nur in diesen. Und das Weltbild, das ihm vor Augen stand, trug zwar ernste, im ganzen doch aber nicht unfreundliche Züge.

Nur kein Zagen, nur kein Zittern!
Selbst in Nächten ists noch hell,
Und zur Seite jedem bitterm
Sprudelt auch ein süßer Quell.

Er wollte von keinem andern Glauben wissen, als vom Glauben an die Welt: sie erschien aber auch dem alten Hegelianer, der er war und, im Grund genommen, zeitlebens geblieben ist, als die Werkstätte des Vernünftigen und Guten. Göthes Ansicht vom Leben war auch die seine: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.“ Ja wirklich, es mußte ihm gegen Verzagtheit und Überdruß ein gewaltiger Fonds intellektueller und moralischer Kraft zur Verfügung stehen — ob er ausreichte, auch für den letzten und

äußersten Fall, das wird sich sagen lassen, wenn wir ihn erst haben sterben sehen.

Wohl bei den meisten Menschen sammeln sich im Lauf der Jahre allerlei Erinnerungsblätter an, die auch von den Hinterbliebenen auf lange hin als Reliquien aufbewahrt und in Ehren gehalten werden. Wer das „Poetische Gedenkbuch“ von Dav. Fr. Strauß in die Hand nimmt und darin blättert, soll wissen, daß ihm lauter Denkzeichen, lauter Erinnerungsblätter durch die Finger gehen, die ein reicher Geist in langem Leben Blatt zu Blatt gelegt, bis es, gesammelt, zu einem einzigen Dokument seines Lebens wurde. Man kennt ihn nur halb, wenn man ihn nur aus seinen übrigen Schriften kennt, ganz lernt man ihn erst aus den Gedichten kennen, weil sich hier die verschiedenen Seiten und Züge seines Wesens zusammenfinden: das Ehrliche und Schlichte an ihm, das männlich Herbe, wie das Seelenvolle, sein Sinn für das Naive und Humoristische, sein blitzender Geist, aber auch sein oft so schweres und bedrücktes Gemüt. Bis auf die Form, die vielgerühmte Form seiner Gedichte, bis auf Reim, Rhythmus und Versmaß hinaus ist seine Lyrik ein treuer Spiegel seines innersten Wesens: er nimmt es streng mit der Form, weil er selbst eine so durchaus gesetzliche Natur ist; er sieht auf reine und edle Form, weil er überhaupt nur im Element des Reinen und Edlen zu atmen vermag.

Was ihn abhielt, seine Gedichte in Druck zu geben? Es war die Scheu, das Intimste, was er geschaffen, der Öffentlichkeit preiszugeben, daneben auch die ihm eigene, große Bescheidenheit:

Diese schlichten, kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals,
Sind für wenige Vertraute;
Für die Menge sind sie nicht.

Ob er nicht zu bescheiden war, wenn er fortfährt:

Ein Gedicht wußt' ich zu machen,
Aber Dichter war ich nicht. — ?

Menschlich, wie künstlerisch genommen, erhebt sich doch seine Lyrik weit über den Durchschnitt. So steht sie vor uns: wahr und ehrlich in jedem Zug, fest im Aufbau, durchsichtig und hell, von der Linie der Grazien umschrieben — kurz gesagt, sie hat Stil, was in der Lyrik immerhin etwas heißen will. Mehr als eines

seiner Gelegenheitsgedichte erinnert an Mörikes Art, manchmal streift er dicht an Göthe vorbei, so in dem wunderbaren Vierzeiler „Zu spät“

Erfrornem Laub kommt, Sonne, dein Blick zu spät.
Wer elend starb, dem lächelt das Glück zu spät.
Ach weh! du rufst mein lange begrabenes Herz
Zum Leben und zur Liebe zurück zu spät.

Gerade der Vergleich mit unsern größten Lyrikern ist andererseits dazu geeignet, auch die Schranken seiner Begabung hervortreten zu lassen, zum Bewußtsein zu bringen, worin er weniger zureicht, worin er um ein Beträchtliches hinter ihnen zurückbleibt. Was den Dichter macht, ist nach Göthe das lebendige Gefühl und die Fähigkeit, es auszudrücken. Läßt es sich denn aber auch wirklich zum Ausdruck bringen? Das Gefühl, sollte man denken, ist ja gerade das Unaussprechliche. Doch siehe da! von außen her werden Anklänge laut, es tauchen Abbilder auf und, indem das Gefühl sich mit ihnen verbindet, wird es frei: es hat an ihnen seine Sprache gefunden. Was der Dichter tut? Empfindung und Anschauung webt er in eins, Bilder seines Innern stellt er anschaulich vor unser geistiges Auge. Man kann auch den Weg von außen her nehmen. Wenn uns die Natur, die äußere Welt, nicht ewig stumm und tot bleiben soll, muß ihr der Dichter sein Auge leihen, daß sie geistig blickt: er muß sie beseelen, indem er sie zum Symbol seines Innern macht. Gewöhnlich findet sich beides zusammen: die Innenwelt wird verkörpert, die Außenwelt aber verinnerlicht; alles Geistige wird versinnlicht, das Sinnenfällige zu etwas Geistigem gemacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn!
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewordenen Tage.

Warum wir diese Verse Mörikes als lauterste Poesie empfinden? Weil die Anschauung geradezu gesättigt ist mit Empfindung, weil das Phantasiebild, das uns der Dichter vor Augen zaubert, so durchaus beseelt, bis in die äußersten Enden durchgeistigt erscheint. Wie der Dichter sieht, ist es kein Sehen mehr, sondern ein visionäres

Schauen; darum ist auch Dichtung im höchsten Sinn ein Mysterium, von dem wir uns wohl durchschauern lassen, das jedoch für den forschenden Verstand immer etwas Undurchdringliches behält.

Bei Strauß wird man Ähnliches nicht suchen wollen. Sein Naturgefühl ist nicht stark, nicht entwickelt genug. Äußeres und Inneres rinnt nicht völlig in eins zusammen: er stellt es nebeneinander, eins mit dem andern vergleichend, eins am andern erhellend:

Diese süßen Friedensklänge
Überfüllen mich mit Glück;
Doch die bittern Tropfen zwänge
Ich ins Auge kaum zurück.

Elend war ich allzulange:
Sahst du nie die Mauerwand,
Die im Sturm und Flockendrange
Einen langen Winter stand,

Wenn im März durch Flur und Haine
Geht das erste laue Wehn,
Sahst du nie die alten Steine
Dann in hellen Tränen stehn?

Treffend! Ergreifend! Strauß hätte seinen Vergleich nicht glücklicher wählen können, aber es bleibt auch, wie sonst, beim bloßen, mehr äußerlichen Vergleich.

Dazu ein weiteres: ein Gedicht will nicht nur ein momentanes Gefühl zum Ausdruck bringen, sondern häufig einen ganzen Gefühlsverlauf; wenn es aber ein Gedanke ist, der einem Gedicht zugrunde liegt, so muß auch dieser erst entwickelt und irgendwie zum Abschluß gebracht werden. Natürlich geht diese Entwicklung nicht diskursiv, nicht streng nach den Regeln der Logik, vor sich, sondern zwanglos und spielend, so, wie es etwa im Traum geschieht. Und doch nicht ganz wie im Traum. Jedes Gedicht hat seine mehr oder weniger verborgene Logik: die Phantasie ist nicht streng an das Denken gebunden, im Geheimen aber ist doch das Denken der führende Teil. Am herrlichsten offenbart sich der lyrische Genius da, wo die Phantasie scheinbar ganz mit sich allein ist: sie eilt dann in Sprüngen, gleichsam über lauter Spitzen dahin, während die verstandesmäßigen Mittelglieder in der Tiefe des Unterbewußtseins liegen bleiben. Man denke an Göthes Harzreise, an sein Mondlied, das bei aller Anschaulichkeit wirklich etwas

Nachtwandlerisches an sich hat, darum auch vielfach unverstanden bleibt. Mein Gott, sagt Vischer einmal von Shakespeare, der Mann phantasiert, das ist ja wie geträumt und gleichzeitig kann man nicht genug staunen, wie klar sich dieser Mann ist. Bei Strauß ist es anders: jenes eigentümliche Helldunkel, das traumhaft Ahnungsvolle geht ihm ab. Bei ihm ist es taghell, alles spielt sich ab im scharfen, oft allzuscharfen Licht des Bewußtseins, des Denkens, der Reflexion. Ich bin mir bewußt, sagt er einmal, daß tieferer Gemütseindrücke, innigerer Empfindung kaum ein wirklicher Dichter fähig sein kann, dazu kam noch der lebhafteste Trieb, das volle Herz durch Mitteilung nach außen zu erleichtern, aber statt sein Gefühl, wie es sonst beim Dichter der Fall sein wird, durch das Medium der Phantasie hindurchzuleiten, muß er es, in Ermangelung dieser, dem dialektischen Verstand überantworten, der es in seiner Weise, vergleichend, berichtend, folgernd und kontrastierend, aus sich heraus entwickelt und so zum wohl-disponierten, in sich abgeschlossenen Gedicht verarbeitet. Durchweg verläuft die Empfindung am Faden des Gedankens und man sieht ihn auch immer und kann ihn deutlich verfolgen, diesen logischen Faden: so straff er gespannt, so sicher ist er geknüpft. Hinter dem Lyriker, man sieht es wohl, steht immer der Logiker — Dichten und Denken vollzieht sich bei ihm mit den Mitteln der Logik, in den Formen der Dialektik. Fast ausnahmslos sind seine Gedichte irgendwie antithetisch gedacht oder gebaut, sei es, daß die Gegensätze einander einfach gegenübergestellt werden (vergl. Heidekraut), oder so, daß ein Gedicht durch Bejahung und Verneinung, durch Behauptung und Einwendung sich dialektisch hindurchbewegt (An meine Mutter, Wieder auf dem Rhein, Ode an Rapp).

Ein andermal läßt er die Gegensätze direkt aufeinanderstoßen und sich verschlingen:

Was soll ich nun aus diesem Wechsel lernen?
Was tun zur Heilung solcher Seelenpein?
Mich nähern, um mich wieder zu entfernen?
Fern bleiben, um dir ewig nah zu sein?

Solcher Dialektik ist aber seine Dichtung voll, man vergleiche besonders die Gedichte: „Ausgleichung“ und „Nach Hause“. Nichts natürlicher, als daß er da, wo er von verschiedenen Gedanken und Empfindungen hin- und hergezogen wird, mit sich selbst sozusagen in lebhafteste Disputation gerät (40. Geburtstag); gilt es aber, sich mit andern auseinanderzusetzen, so fällt er unwillkürlich in die

Form des Dialogs, wobei Meinung und Gegenmeinung an verschiedene Personen verteilt werden (Glosse, Vorbehalt, Altwerden). Mit solcher Dialektik sollte keineswegs ein selbständig gedankliches Element in seine Dichtung eingeführt werden — die Folge wäre, daß sie aufhörte, Poesie zu sein: er bedient sich ihrer mehr nur als äußerer Form, sozusagen als Maske, unter der er sich an das Gefühl heranschleicht, um es für seine Zwecke einzufangen und künstlerisch zu bemeistern. Charakteristisch für seine Art, den Stoff, wie er im Gefühl gegeben ist, anzufassen und zu bearbeiten, sind die Gedichte: „Der Magister“ und „Schwer Gepäck“. Beidemale ist es ein an sich unbedeutendes, von irgend jemand bei unbedeutendem Anlaß hingeworfenes Wort, das er aufgreift, um es im blendenden Licht seiner Dialektik spielen zu lassen; dabei entstehen wieder Reflexe, die auf ihn selbst zurückfallen und seine eigene Gemütslage zu erhellen geeignet sind. Besonders günstig liegen ihm die sogenannten „gemischten“ Gefühle, weil diese an sich schon etwas Zwiespältiges in sich tragen: wenn er sein Herz zwischen Freude und Wehmut, zwischen Mitleid und Liebe, sogar Liebe und Haß zu teilen hat, dann findet er am ehesten noch den einfachen, echt lyrischen Empfindungslaut, der unmittelbar von Herzen zu Herzen geht. (An meine Rosenstöckchen, Lieder des Verstorbenen, Linde, An Märklin.)

Das Urteil über den Gesamtcharakter seiner Dichtung wird dadurch keineswegs umgestoßen. Sie weist nun einmal einen starken, dialektisch verstandesmäßigen Einschlag auf, der sie gegenüber so vielen anderen, weniger geistvollen Dichtungen in Vorteil setzt, der aber den Ausfall an Phantasie nicht ganz zu decken vermag. So entstand wohl ein festes und feines, stellenweise höchst reizvolles Gewebe, man bemerkt aber auch den großen Unterschied, wo die Phantasie eines gottbegnadeten Dichters ihre farbenreichen, golddurchwirkten Teppiche vor uns ausbreitet.

Bei der eigenartigen Veranlagung, die ihm geworden, versteht man es ohne weiteres, daß er sich als Dichter mit Vorliebe auch dort ergeht, wo der Ausgangspunkt nicht ein Gefühl, sondern selbst schon ein Gedanke ist: in der gnomischen Poesie, also in Sprüchen und sinnvollen Betrachtungen über Kunst und Leben. Und innerhalb dieses kleinen Gebiets gab er wieder sein Bestes im Sinngedicht. Jene Dialektik, von der seine ganze Lyrik mehr oder weniger stark durchzogen ist, brauchte ja in das Sinngedicht nicht erst von außen her eingetragen zu werden: hier entspricht sie dem

Gesetz der Gattung, wird sie durch das Gesetz der Gattung sogar gefordert. Es ist Kleinkunst, die er als Epigrammatiker übt, aber auch sie hat ihre Klassiker: nennt man Platen und Hebbel, so hat Strauß mit den Epigrammen aus der Münchner Glyptothek seinen Platz neben beiden — an erster Stelle. Indem er schauend und sinnend unter griechischen und römischen Statuen wandelt, wird er selbst zum Hellenen, der attische Anmut mit attischem Salz zu würzen versteht.

„Götter und Göttinnen ihr, ehrwürdige, Helden und Kaiser,
Laßt in den heiligen Raum, den ihr bewohnt, mich ein.
Fremd und gedrückt empfind' ich mich unter den lebenden Menschen:
Marmorne Schatten, bei euch fühl' ich mich wohl und daheim.“

Auf allen Gebieten sah sich Strauß darauf verwiesen, sehr verschiedene Talente einander an- und gegeneinander auszugleichen. Schon das „Leben Jesu“ zeigt das merkwürdige Zusammenspiel gegensätzlicher Kräfte, einer kritisch dialektischen und einer künstlerisch gestaltenden Kraft. Das Spiel wiederholt sich, wenn auch in ganz anderer Weise und unter ganz verschiedenen Bedingungen, bei seinen Biographien, und jetzt wieder bei seiner Lyrik. Und es mag ihm, als Lyriker, nicht immer leicht geworden sein, so verschieden geartete Spieler zusammenzubringen — gelang es einmal, so gelang es nur unter besonderer Gunst äußerer und innerer Umstände. Geibel war sicherlich der geborene Lyriker, überdies ein improvisatorisches Talent ersten Ranges, aber auch er muß gestehen: „Die Lyrik füllt — auch bei bedeutenden Talenten — kein Leben aus.“ Auch für ihn war die lyrische Dichtung immer nur ein Geschenk der glücklichen Stunde — wie viel mehr mußte das bei Strauß der Fall sein, der von mancherlei Tendenzen innerlich hin und her gezogen wurde, der sich mit seinen verschiedenen Talenten gewissermaßen selber im Wege stand. In diesem Sinn ist es Wahrheit und nichts als die Wahrheit: ein Gedicht wußte er zu machen, in seiner beschränkten Sphäre ist ihm sogar Ausgezeichnetes gelungen, aber — ein Dichter war er nicht. Er hat auch von Jugend auf in seiner Lyrik nichts anderes gesehen, als einen Schmuck und Trost seines Lebens; daß er sie zum Lebensberuf erwählte und den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in sie verlegte, daran war nicht zu denken.

IV.

Kulturkampf und Ende.

Die Frage ist nicht mehr zurückzuhalten, nach welcher Seite denn eigentlich der Schwerpunkt seiner ganzen Tätigkeit liegen sollte. Die Theologie kam nicht in Betracht, seitdem zwischen ihr und ihm eine „eherne Mauer“ befestigt war. Daß aber Strauß, wie man erwarten könnte, der neuen Wendung, die seine Schriftstellerei nach Seiten der Biographie und allgemeinen Literatur genommen hatte, jemals so recht froh geworden wäre, davon ist nicht viel bei ihm zu merken. Was half ihm all seine Vielseitigkeit, wenn er doch, eigenem Geständnis nach, bei jeder Arbeit, die er vornahm, immer aufs neue wieder von vorn anzufangen genötigt war? Sein Verhältnis zur Theologie mochte sein, wie es wollte, sie war und blieb nun einmal die einzige Wissenschaft, die er schulmäßig erlernt hatte, die er technisch beherrschte: er weiß und fühlt sich auf allen andern Gebieten — Literatur, Kunst, Politik und Geschichte — mehr nur als Dilettant. Man verstand ihn nicht, wenn man ihm seinen Abgang von der Theologie als Fahnenflucht deutete, und er hatte, wie sich zeigen wird, allen Grund, sich gegen eine solche Unterstellung zur Wehre zu setzen — daß er aber mit jenem Schritt einen Seitenschritt getan hatte und auf Nebenwege geraten war, das konnte er sich allerdings selbst nicht verhehlen. Es war anders gewesen in jenen ersten sechs Jahren theologischer Schriftstellerei. Wie hat sich damals die Arbeit bei ihm gedrängt, wie raschen Laufs ist er damals von Position zu Position vorwärts gestürmt, bis, seiner Meinung nach, das letzte Bollwerk des Gegners genommen war! Seither hat sich sein Schritt verlangsamt — er wendet sich dahin, er wendet sich dorthin, dazwischen liegen Jahre des Stockens und völligen Stillstands. Es ist nicht anders: seit jenem Abgang von der Theologie zeigt seine Produktion keine rechte Folge, es fehlt ihr die innere Notwendigkeit, es gibt kein fröhliches, zielbewußtes Vorwärts mehr.

Was tut der Musiker, wenn ein Thema erschöpft, eine Melodie zu Ende geführt ist, und er doch, um des Ganzen willen, nicht schließen kann? Er wiederholt, er nimmt sein Grundmotiv wieder auf: dal segno heißt in der Musik, Rückkehr zum Zeichen. Wie! wenn es für Strauß kein rechtes Vorwärts gibt — vielleicht ist ihm damit geholfen, daß er, um auf den rechten Weg zu kommen, eine Strecke zurückgeht? Er hatte sein Leben soweit durchgespielt, daß es auch bei ihm heißen konnte, ja heißen mußte: dal segno, dahin zurück, von wo er vor einem Vierteljahrhundert ausgegangen war, zurück zu seinen theologischen Anfängen! Nur darf man sich den Schritt, den er nach rückwärts tat, nicht vorstellen als unvermittelten und gewaltsamen Sprung: es war seine eigenste, ursprüngliche Natur, welche ihn über die letzte Phase seiner Entwicklung hinaustrieb und alte, scheinbar längst fallengelassene Motive wieder aufzunehmen zwang. Wie sich nämlich in dem anfänglichen Theologen der künftige Biograph vorausverkündigte, so fand sich auch jetzt ein ganz natürlicher Übergang von diesem zu jenem. Die biographischen Arbeiten der zweiten Periode sind weit nicht so unschuldig und harmlos, als es den Anschein hat: seine Helden find, wie früher gezeigt wurde, leidenschaftliche Hasser und Kämpfer — ihr Haß ist aber sein Haß und die Sache, für welche sie kämpften, war dieselbe, die Strauß von Anfang an zur seinigen gemacht hatte. Und wenn er mit Eintritt in seine zweite, biographische Periode vom öffentlichen Kampfplatz weg auf die Seite trat, so war es geschehen, um sich an Bildern und Beispielen unerschrockener Geisteskämpfer desto mehr ästhetisch zu vergnügen. Mit nichten war es also an dem, daß er seine frühere Aufgabe aus den Augen verloren hätte: er umkreist sie noch, wenn auch in scheuer Entfernung, bis mit dem Leben Huttens die Wendung kam, welche ihn seiner alten Aufgabe unmittelbar gegenüberstellte.

Es war die Zeit der Konkordate, jener Knechtungsverträge, wie er sie nennt, durch welche Gewissen und Geistesbildung der süddeutschen Stämme kampflos an Rom ausgeliefert werden sollte. Damals rief Strauß: Ist denn kein Hutten da? Und weil unter den Lebenden keiner war, so unternahm er es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volk vor die Augen zu stellen. Vollends die Gespräche Huttens, die er, ins Deutsche übertragen, der Lebensbeschreibung folgen ließ, bliesen die Funken verwandten Geistes, die seit Jahren unter einer immer tieferen Aschendecke zu verglimmen schienen, von neuem wach.

War die Vorrede zu Huttens Gesprächen (1860) gedacht als literarisches Manifest, das die Lage erhellen, alle freiheitlich und fortschrittlich Gesinnten alarmieren sollte, mit dem er zugleich sein Wiedererscheinen vor der Front der Kämpfenden kund und zu wissen tat, so hat es seinen Zweck vollkommen erfüllt: es machte die Runde durch Europa und bewirkte wieder einmal eine Scheidung der Geister. „Wem es gelingen wird, aus dem begriffenen Wesen des Menschen in seinen natürlichen und geselligen Verhältnissen alles, was ihm obliegt, was ihn erhebt und beruhigt, vollständig und sicher abzuleiten und dies faßlich und ergreifend für alle darzustellen, der wird die Geschichte der Religion beschließen.“ Diese Worte bezeichnen aufs unzweideutigste den Standpunkt, den er einnimmt und können sogar als programmatisch für seine ganze, noch folgende Lebensarbeit gelten.

Zunächst konnte es sich allerdings nur darum handeln, auf dem neuen Boden, den er betrat, wieder festen Fuß zu fassen, eine Operationsbasis zu gewinnen, von der sich aus- und weitergehen ließ. Nachdem er sich in der ihm längst entfremdeten theologischen Wissenschaft rasch wieder zurechtgefunden hatte, gab er (1864) sein Erstlingswerk, das „Leben Jesu“ vom Jahre 1835, in neuer, gegen früher gründlich veränderter Gestalt heraus, nicht um das ältere Buch damit zu den Toten zu legen, eher um dieses in seinen Grundgedanken erst recht als ungealtert und lebendig zu erweisen.

In dem Augenblick, in welchem der jugendliche Verfasser des ersten Lebens Jesu die Feder niederlegte, war das eigentliche Problem, das die Persönlichkeit Jesu umschließt, noch nicht einmal angerührt, geschweige zur Lösung gebracht. Man erfuhr wohl aus jenem Buch, wer Jesus nicht war, nicht sein sollte, nach der Ansicht von Strauß unmöglich sein konnte — auf die positive Frage, wer Jesus gewesen ist, wie man sich ihn nach Entfernung aller ungeschichtlichen Züge in Wahrheit zu denken habe, auf diese Frage blieb er fürs erste die Antwort schuldig. Sein Denken war ganz beherrscht von der Idee der Gottmenschlichkeit, die zwar aus jedem Exemplar der menschlichen Gattung, so oder so gebrochen, hier schwächer, dort etwas stärker, hervorscheint, eben deshalb auch nur in der Gattung als solchen, im großen Ganzen der Menschheit, zu adäquater Darstellung kommt. Und weil ihm so die Idee alles ist, der einzelne, und wäre es der beste unter den Menschen, daneben verschwindet, so durfte er von seinem damaligen Standpunkt aus die Frage nach der Persönlichkeit Jesu allerdings auf sich beruhen lassen.

Nun hatte aber Strauß sein Ideal inzwischen gewechselt: jene spekulative, von Hegel übernommene Idee der Menschwerdung Gottes, die im älteren Buch eine so große Rolle spielte, ist jetzt, wo er sich dem Hegelschen System gegenüber freier stellt, ersetzt durch das damit verwandte Ideal vollkommenen Menschentums. Infolgedessen war für Strauß auch die christologische Frage in eine neue Beleuchtung gerückt. Hatte es sich im älteren Buch um die Frage gehandelt, ob Jesus als derjenige anzusehen ist, in welchem die Einigung des Göttlichen und Menschlichen, die eigentliche Menschwerdung Gottes zustande kam, so lautet das Thema des neuen Buchs: der historische Jesus und das Urbild vollkommenen Menschentums. Möglicherweise hat man im Bilde Jesu jenes Urbild selbst zu erblicken; es kann auch sein, daß Jesu Persönlichkeit jenem Urbild nur teilweise entspricht; vielleicht ist das dritte der Fall, daß Jesus zu dem gesuchten Humanitätsideal nur in ferner und loser Beziehung steht. Wie man sieht: aus der Sache selbst, aus der Fülle der Möglichkeiten, erwuchs ihm die Aufgabe — die größte und schönste, die es für einen Biographen geben kann: ein Leben Jesu zu schreiben, ein positives Charakterbild von ihm zu entwerfen und damit erst wahr zu machen, was jenes erste Buch mehr nur versprochen als gehalten hatte.

Das überlieferte Jesusbild war jedenfalls für seinen Zweck schlechterdings nicht zu gebrauchen, es mußte erst in Bearbeitung genommen, dem Scheidewasser der Kritik solange ausgesetzt werden, bis der historische Jesus, man könnte sagen, der Jesus an sich, unter allen mythischen Übermalungen zutage kam. In dieser Art von Arbeit war er jedenfalls Meister, und weil für jeden, der eine Kunst versteht, es eine Freude ist, sie auch auszuüben, so begnügte er sich nicht damit, auf die kritische Arbeit, die schon im älteren Buch geleistet war, einfach zurückzuverweisen: er nahm sie vielmehr von neuem vor, um diesmal womöglich noch gründlicher zu verfahren, noch genauer zuzusehen, als das erstemal. Trotzdem war ihm das Bild, das bei solchem Verfahren herauskam, nicht ganz nach Wunsch: er hatte alles entfernt, was irgend nach einem Zusatz, nach einer späteren Änderung aussehen konnte — jener reine Mensch, den er suchte, wollte noch immer nicht sichtbar werden. Auch so trug Jesus noch einzelne Züge, die an Übermenschliches, Übernatürliches denken ließen. Er wollte doch allen Ernstes der verheißene Messias sein; Sohn Gottes und Menschensohn sind Bezeichnungen, die er sich selber gegeben hat; jeder Zweifel darüber

ist ausgeschlossen, daß er sich dazu berufen glaubte, das Reich Gottes und damit eine Neuordnung aller Dinge heraufzuführen. In alledem erblickte Strauß die Merkmale beschränkt jüdischen Geistes, die sich mit seinem vorgefaßten Ideal universellen Menschentums schlechterdings nicht vereinigen ließen. Um auch sie zu entfernen, mußten andere Mittel in Anwendung gebracht werden: gelang es nicht, jenes Irrrationelle, das an der ganzen Erscheinung Jesu haften blieb, mit den Mitteln der Mythushypothese hinwegzudeuten, so blieb noch immer der Ausweg, dem nächsten Wortsinn, in dem jene Selbstaussagen verstanden wurden, einen andern, uneigentlichen Sinn zu unterlegen, das Irrrationelle daran ins Humane und Rationelle umzudeuten. Allerdings, erfährt man bei Strauß, hat sich Jesus als der Messias gewußt, und doch als Messias in ganz anderem, von der herkömmlichen Auffassung weit abliegenden Sinn, zugleich im harmlosesten, den es geben kann: im Sinn des geduldigen, stillwirkenden Lehrers, dem es vornehmlich um eine behutsame Reformation der jüdischen Religion zu tun war, der, weit entfernt, leibliche Wunder zu tun, das einzige, große, geistige Wunder verrichtete: geistig Blinden die Augen, geistig Tauben die Ohren zu öffnen, sittlich Erstorbenen neues Leben zu geben. Der „Menschensohn“ gab sich als einfacher Menschenfreund, der nichts Menschliches für zu gering achtete, der harmlose Menschenfreunden so wenig verschmähte, als vor den Leiden des Menschenlebens zurückwich. Und nur in sehr übertragenem Sinn habe Jesus von seiner Auferstehung geredet, sofern ihm dabei, nicht etwa leibliche Wiederbelebung, sondern der Sieg seiner Sache vor Augen schwebte.

Nun spricht aber Jesus nicht nur von seiner Auferstehung, sondern auch von seiner eigenen messianischen Wiederkunft zu späterer Zeit, wo er erscheinen werde, die Toten zu erwecken und das Gottesreich aufzurichten. So oder ähnlich muß Jesus geredet haben: seine Worte lassen sich weder als mythisch beiseite schaffen, noch ist die Möglichkeit, sie anders aufzufassen, als in ihrem nächsten und einfachsten Wortverstand. Hier lag für Strauß eine wirkliche Schwierigkeit. Er muß gestehen: „Der Brocken mit der Wiederkunft war mir zu stark, ich habe ihn nicht hinunterbringen können.“ Als Schwärmerei und Überhebung sah er es an, wenn ein Mensch — und nur von einem solchen redet er durchaus — sich einfallen läßt, sich von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt. Was hindert aber, einen einzelnen, das Gesamtbild störenden Zug, wenn er schon nicht vollständig

weg- oder ins Humane umzudeuten war, wenigstens menschlich zurechtzulegen? Da sich Strauß noch rechtzeitig daran erinnert, daß man hohe Geistesgaben und Herzensvorzüge kaum anders zu sehen bekommt, als mit einer Dosis Schwärmerei versetzt, so möchte er in diesem Punkt den Stifter des Christentums nicht strenger beurteilt wissen, als die andern großen Männer der Geschichte alle, von denen keiner ganz ohne Schwärmerei gewesen sei. So bleibt denn schließlich, nach Abzug alles dessen, was in Abzug gebracht werden kann und muß, als das Echteste des Echten, als das Wesentlichste im Wesen Jesu — ein gewisser idealer Zug, die Richtung auf das Innere, die heitere Gewißheit, zum Frieden mit Gott auf rein geistigem Wege gelangen zu können. Jesus erscheint ihm als eine „schöne Natur“ von Hause aus, die sich, um das zu werden, was sie später geworden ist, nur aus sich selbst heraus zu entfalten, sich ihrer selbst immer klarer zu werden brauchte. „Dieses Heitere, Ungebrochene, dieses Handeln aus der Lust und Freude eines schönen Gemüts heraus, können wir das Hellenische in Jesus nennen.“¹⁾

¹⁾ Anm. Soviel wird man Strauß ohne weiteres zugeben müssen: es war in Jesus etwas Hellenisches, wobei zu denken ist einerseits an jenes Weite, Freie, rein und allgemein Menschliche, das wir im Unterschied vom Orientalischen im Hellenentum verkörpert sehen, andererseits an eine innerliche Harmonie, eine Art klassische Vollendung, welche innerhalb des Judentums als etwas Anormales erscheint. Die Frage ist nur, ob mit diesen doch mehr formellen Bestimmungen sein ganzer innerer Reichtum erschöpft, der eigentliche Kern seines Wesens getroffen ist. Wo bleibt hier neben dem weisen Volkslehrer, dessen Leben keinen Bruch, dessen Gemüt keine Trübung zeigt, wo bleibt, muß man fragen, der Prophet in Jesus, dessen Worte wie Blitze einschlugen und zündeten, bei dessen Erscheinen sich die Menschen entsetzten, wie beim Einbruch von etwas Unerhörtem, und der doch gekommen war, nicht zu verderben, sondern zu retten? Strauß hatte wohl Sinn für die Einfalt, Klarheit und Schönheit in der Erscheinung Jesu, weniger für die geniale Ursprünglichkeit und elementare Kraft, die sich schon in den einfachsten und natürlichsten Lebensäußerungen Jesu kundgibt. Bei Jesus ist alles „über die Kraft“. Das „Schwärmerische“, wenn man so will, beginnt nicht erst beim Auferstehungs- und Wiederkunftsgedanken — es erstreckt sich bis in die Bergpredigt hinein; das „Wunderbare“ tritt bei ihm nicht erst mit den eigentlichen Wundern auf, es reicht vielmehr bis in die Wurzeln seines Wesens hinunter: er selbst, seine ganze Persönlichkeit, ist „das Wunder der Wunder dieser wunderreichen Geschichte.“

Immerhin bleibt auch so ein gewisser Abstand zwischen dem Bilde Jesu und jenem vorausgesetzten Urbild vollkommenen Menschentums. „Es ist nicht zu verkennen, daß in dem Muster, wie es Jesus in Lehre und Leben darstellte, neben der vollen Ausgestaltung einiger Seiten, andere nur schwach umrissen, oder auch gar nicht angedeutet sind. Voll entwickelt ist alles, was sich auf Gottes- und Nächstenliebe, auf Reinheit des Herzens und Lebens der einzelnen bezieht: aber schon das Leben des Menschen in der Familie tritt bei dem selbst familienlosen Lehrer in den Hintergrund; dem Staate gegenüber erscheint sein Verhältnis als ein lediglich passives, dem Erwerb ist er sichtbar abgeneigt, und alles vollends, was Kunst und schönen Lebensgenuß betrifft, bleibt völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Daß dies wesentliche Lücken sind, daß hier eine Einseitigkeit vorliegt, die teils in der jüdischen Volkstümlichkeit, teils in den Zeitverhältnissen, teils in den besonderen Lebensverhältnissen Jesu ihren Grund hat, sollte man nicht länger leugnen wollen, da man es nicht leugnen kann.“

Die Idee liebe es nicht, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle übrigen zu geizen, nur die Gattung entspreche der Idee: das war der Satz gewesen, welchen Strauß den Kritikern seines ersten Lebens Jesu entgegenhielt. Er ließe sich ohne weiteres auf seinen jetzigen Standpunkt übertragen: so wenig als jener Idee der Gottmenschlichkeit ist es dem Ideal vollkommenen Menschentums gegeben, restlos in ein bestimmtes Individuum einzugehen; der Anlage nach gehört das Humanitätsideal ebenso zur allgemeinen Mitgift unserer Gattung, wie seine Weiterbildung und Vollendung nur die Aufgabe und das Werk der gesamten Menschheit sein kann. Dem früheren Satz: der Gottmensch ist die menschliche Gattung, tritt nunmehr der andere zur Seite: ideales Menschentum wird nur in der Gattung als solcher zur Wirklichkeit.

Andererseits verwahrt er sich doch wieder gegen die Annahme, als wäre das Urbild menschlicher Vollkommenheit in der Vernunft ein für allemal gegeben, als könnte dieses Urbild in uns ganz ebenso, wie jetzt, vorhanden sein, wenn auch niemals ein historischer Jesus gelebt und gewirkt hätte. So, sagt er, steht es in der Wirklichkeit keineswegs. „Die Idee menschlicher Vollkommenheit ist, wie andere Ideen, dem menschlichen Geiste zunächst nur als Anlage mitgegeben, die erst durch Erfahrung allmählich ihre Ausbildung erhält. Jeder sittlich hervorragende Mensch hat in engeren

oder weiteren Kreisen geholfen, jene Idee zu berichtigen, zu ergänzen, weiter zu bilden. Und unter diesen Fortbildnern des Menschenideals steht in jedem Fall Jesus in erster Linie. Er hat Züge in dasselbe eingeführt, die ihm vorher fehlten, oder doch unentwickelt geblieben waren; andere beschränkt, die seiner allgemeinen Gültigkeit im Wege standen; hat demselben durch die religiöse Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner Person die lebendigste Wärme gegeben. Freilich ging die Religionsgesellschaft, die auf seinen Namen gegründet wurde, von ganz anderen Dingen als von der sittlichen Bedeutung ihres Stifters aus, und brachte diese zunächst nichts weniger als rein zur Darstellung; aber die Züge der Duldung, der Milde und Menschenliebe, die Jesus zu den herrschenden in jenem Bilde gemacht hat, blieben der Menschheit doch unverloren, und sie sind es eben gewesen, aus denen das, was wir jetzt Humanität nennen, hervorkeimen konnte.“

Ein Widerspruch scheint hier vorzuliegen: Jesus ist nicht an sich selbst schon das gesuchte Ideal, andererseits können wir Menschen uns dieses Ideal nicht anders vorstellen, als unter dem Bild eines vollkommenen Menschen, für welchen doch auf dem weiten Erdenrund kein anderer Name zu finden ist, als wieder der Name Jesus. Der Widerspruch löst sich, sobald man erkennt, daß hier nicht von einer Person, sondern von zweien die Rede ist. Nach dem Vorgang von Kant und Spinoza will Strauß unterschieden wissen zwischen dem realen Jesus, dem Jesus im Fleisch, und dem idealen Christus, d. h. dem in der menschlichen Vernunft liegenden Urbilde des Menschen, wie er sein soll. So gern er bereit ist, von dem historischen Jesus alles Beste und Höchste auszusagen, was von einem einzelnen Menschen nur immer gesagt werden kann. — für ihr Seelenheil verweist er die Menschheit auf den idealen Christus, als auf das Urbild, das dem Menschen vor Augen schwebt, wenn er sich sein eigenstes Wesen begreiflich und anschaulich machen will. „Die Übertragung des seligmachenden Glaubens von dem ersteren auf den letzteren ist das unabweisliche Ergebnis der neueren Geistesentwicklung: es ist die Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion, worauf alle edleren Bestrebungen der Zeit gerichtet sind.“

Wer ist Jesus gewesen? Welches waren die hervorragenden Züge seiner Persönlichkeit? Woraus erklärt sich die ungeheure Wirkung, die seit fast zwei Jahrtausenden von ihm ausgeht? Das

sind die Fragen, auf welche man Antwort verlangen konnte. In seinem ersten Leben Jesu ist er die Antwort schuldig geblieben, im zweiten steht er Rede, aber so, daß er der eigentlichen Frage aus dem Wege zu gehen scheint. Versteht man ihn recht, so wäre die christliche Religion auf ein Mißverständnis auf seiten der Jünger und der ersten Gemeinde zurückzuführen; von Rechts wegen hätte Jesus der Stifter einer ganz anderen Religion werden müssen, nicht einer Offenbarungsreligion, wie der christlichen, sondern einer reinen Humanitätsreligion, die doch als solche immer nur bei wenigen zu finden ist. Jesus erscheint bei Strauß seiner eigentlichen Sphäre, der religiösen, entrückt und unter einen ihm fremden Gesichtspunkt gebracht, den kulturell humanitären. Offenbar hatten sich zwischen und vor jene Fragen andere eingeschoben: was bedeutet Jesus für den modernen Menschen? Wie läßt sich die Christusreligion zur Humanitätsreligion weiterbilden? So kann doch aber nur derjenige fragen, bei welchem das dogmatische Interesse stärker ist als das historische. Es gilt denn auch von seiner gesamten kritisch theologischen Schriftstellerei, was er im Jahr 1846 in Beziehung auf die großen Arbeiten der ersten Periode an Märklin schreibt: „Ich bin kein Historiker, es ist bei mir alles vom dogmatischen (resp. antidogmatischen) Standpunkt ausgegangen.“

Des weiteren mochte es sich für Strauß empfehlen, seinen eigenen Standpunkt gegenüber dem seiner kritischen Vorgänger ein für allemal festzulegen, zu zeigen, nach welcher Seite er sich mit ihnen berührte, inwieweit er über sie hinauskam, wo er in Gegensatz zu ihnen trat — immer zugleich mit dem Blick auf die Gegenwart, auf die augenblickliche theologische Lage. In diesem Sinne schrieb er (1861) sein Buch über Samuel Reimarus, den Wolfenbütteler Fragmentisten Lessingschen Angedenkens, vier Jahre später die Abhandlung: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“, in welcher er sich — nun schon zum zweitenmal — mit dem Vater der neueren Theologie, seinem einstigen Lehrer Schleiermacher, aufs allergründlichste auseinandersetzte.

Was sein Verhältnis zur zeitgenössischen Theologie betrifft, so sollte man denken, es läge hier alles im Klaren. Von Anfang an bildete Strauß unter den verschiedenen Parteien eine Partei für sich, die zu jeder andern in ausgesprochenem Gegensatz stand. Inzwischen war freilich manches anders geworden: der alte Rationalismus war tot — von den Keulenschlägen, welche im ersten

„Leben Jesu“ auf ihn niederfielen, hatte er sich nicht zu erholen vermocht. Dafür gab es jetzt eine Partei der Liberalen, welche ihm näher standen, ohne doch, seiner Ansicht nach, mit ihrem theologischen Liberalismus rechten Ernst zu machen. Und dies gerade war einem Mann wie Strauß, der als geborener Dialektiker die Dinge auf die Schneide des Messers zu legen pflegte, unter allem das Unerträglichste. Er wollte alles oder nichts, bei ihm hieß es: entweder — oder, er dachte wie der erste Napoleon: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und er dachte es nicht nur, sondern war auch ganz in der Stimmung, fürchterliche Musterung zu halten, mit allen Halbheiten in der Theologie ein für allemal gründlich aufzuräumen. Sollte er darum mit dem Alten gebrochen, darum der christlichen Jenseitsreligion, wie er sie nannte, seine diesseitige kirchenfreie Humanitäts- und Kulturreligion entgegengesetzt haben, daß ihm andere nachkamen, die, wo er selbst unüberbrückbare Gegensätze sah, Vermittlungen für erlaubt, Überführungen für möglich hielten und ihn dadurch ins Unrecht setzten? Er wandte sich zwar in seiner Streitschrift vom Jahr 1865, wie aus dem Titel: „Die Halben und die Ganzen“ ersichtlich, nach beiden Seiten, gegen Orthodoxe und Liberale, die ganze Schärfe seiner kritischen Waffe bekamen aber nicht jene zu spüren, die ihm von Anfang an entschlossene, aber auch ehrliche Gegnerschaft hielten, sondern die Liberalen, die er die „Halben“ nennt, zumal ihr Führer, der badische Kirchenrat Schenkel, dem er, aus persönlichen Gründen, schon lang gerne zu Leib gegangen wäre. Auf's neue erwies es sich, was man immer wußte, daß seit Lessing niemand eine so gute Klinge schlug, man will sogar finden, daß die Klinge, die er führte, nie vorher so scharf und spitz gewesen, niemals so unheimlich kalt und so ins Auge blitzend.

Es ist eingetroffen, buchstäblich scheint es sich erfüllt zu haben: wie aus dem Theologen von einst der spätere Biograph herausgewachsen ist, ebenso hat sich der letztere vor unsern Augen in den Theologen zurückverwandelt. Die letzten dreizehn Jahre seines Lebens zeigen ihn mit denselben Gegenständen beschäftigt, welche die Seele des Jünglings erfüllten und, wie vor Jahren, steht er auch jetzt wieder im heftigsten theologischen Kampf, nach allen Seiten Stöße führend, Stöße erwidern.

Aber freilich, in seiner Haltung, im ganzen Auftreten zeigt sich ein Unterschied, groß genug, um erkennen zu lassen, daß er nicht mehr derselbe ist, wie ein Vierteljahrhundert zuvor, daß

er sich neuen, weitergesteckten Zielen entgegenbewegt. Die Arbeiten seiner Frühzeit, das erste „Leben Jesu“ und die „Glaubenslehre“, sind Werke der Gelehrsamkeit, ausschließlich bestimmt für den engeren Kreis der Fachgenossen; die Schriften der dritten und letzten Periode: das erneuerte Leben Jesu, die Streitschrift wider „die Halben und die Ganzen“, das Buch über Reimarus, die Kritik des Schleiermacherschen Leben Jesu, sind geschrieben, um ins Weite zu wirken, um alle gebildeten Kreise zu Zeugen des großen Kulturkampfes zu machen, den zu führen ihm auf die Seele gelegt ist. Mit der Übersetzung von Huttens Gesprächen war er sicher, dem Publikum einen Gefallen, dem deutschen Volk einen Dienst zu erweisen. Ihm, nicht den Theologen von Fach, hatte er auch sein zweites Leben Jesu bestimmt, wie auf dem Titelblatt ausdrücklich bemerkt ist: „Für das deutsche Volk bearbeitet.“ Das deutsche Volk aber faßt er auf als das Volk der Reformation, diese selbst nicht als ein fertiges und abgeschlossenes Werk, sondern als ein solches, das, zumal unter den heutigen, ganz veränderten Bildungsverhältnissen, eine Fortsetzung dringend nötig habe. Schon aus politischen Gründen dürfe die Aufgabe, die christliche Religion durch Ausscheidung alles Übernatürlichen zur reinen Humanitäts- und Kulturreligion weiterzubilden, nicht länger zurückgestellt werden. Aus der Zweiheit der Konfessionen, die sich der Einigung Deutschlands in den Weg stelle, müsse das deutsche Volk einem höheren, einigenden Standpunkt entgegengehoben werden, wenn es Aussicht haben solle, durch Schaffung des Einheitsstaats seine große National-Angelegenheit zu vollenden. Auch den politischen Fortschritt hielt er nur dann für gesichert, wenn erst für die Befreiung der Geister, für eine rein humane Bildung gesorgt sei. Es ist deutlich: seine Schriftstellerei mußte im selben Augenblick einen mehr populären Charakter annehmen, wo er ihr — über die Grenzpfähle esoterischer Wissenschaft hinaus — allgemein reformatorische, letzten Endes sogar politische Ziele steckte.

Man ersieht aber auch aus dem ganzen Zusammenhang, daß, wenn Strauß von der Notwendigkeit einer Reformation im allgemeinen redet, er etwas sehr Bestimmtes im Auge hat, was sich am besten mit dem Wort Aufklärung bezeichnen läßt. So oft er das Bedürfnis hat, sich an einen Vorgänger anzulehnen, sich für sein Unternehmen irgendwo in der Vergangenheit eine Herzstärkung zu holen, wendet er sich regelmäßig, nicht etwa an den großen Reformator des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Glaubensleben ihm

unverständlich, ja widerwärtig war, sondern an die Männer der Aufklärungszeit, einen Lessing und Reimarus auf deutscher, die Enzyklopädisten auf französischer Seite. Nach dieser Richtung weist seine Arbeit über Reimarus, sein Vortrag über Lessings Nathan, ganz besonders aber sein vielbewundertes Lebens- und Charakterbild Voltaires (1870). Und darin eben, daß es ihm möglich war, einen Mann mit den Eigenschaften Voltaires auf das Piedestal zu erheben, liegt die ganze Verwandlung, die mit ihm vor sich gegangen, als offenbare, nicht wegzuleugnende Tatsache vor Augen.

Von früher her weiß man es nicht anders: die Wahl, die Strauß als biographischer Künstler trifft, wird immer nur eine Wahl aus Neigung sein. Doch wann hätte jemals bei ihm von einer Neigung zu dem französischen Skeptiker und Pessimisten die Rede sein können? Von der allgemeinen Geistesrichtung abgesehen, bestand schon in Rücksicht der Charakter- und Gemütsart beider ein Gegensatz, wie er größer kaum zu denken ist. Sobald aber Strauß sich auch seinerseits auf den Boden der Aufklärung stellte, war kein Ausweichen mehr möglich; seit er selbst das Licht aufklärerischer Ideen auf den Leuchter hob, mußte er den unermüdeten Verfechter religiöser Toleranz mit ganz anderen Augen ansehen als vorher, hatte er wahrlich keinen Grund mehr, dem Mann des „écrasez l'infâme“ seine Hand zu verweigern, die er früher einem Schubart, einem Frischlin anstandslos überlassen hatte.

Sie standen ja beide zur Aufklärung in verschiedenem Verhältnis: während Strauß der Mann dazu war, eigene und neue Geisteswerte hervorzubringen, ihnen in eigener Werkstatt eine originelle und künstlerische Prägung zu geben, machte Voltaire mehr nur den betriebsamen Mittelsmann, der das Kleingeld der Aufklärung in Umlauf brachte. Aber Strauß ist nicht nur an sich der bei weitem tiefere Geist: was ihm außerdem einen gewaltigen Vorsprung gab, war die im Vergleich mit Voltaires Zeitalter unendlich vertiefte Bildung seines ganzen Jahrhunderts. Trotzdem lag etwas in der Art und ganzen Erscheinung Voltaires, was auf den soviel substantielleren Geist des deutschen Gelehrten eine beinahe faszinierende Wirkung tat. Bei Freund und Feind galt Strauß als der erste Schriftsteller Deutschlands, sich selbst aber genügte er, bei den neuen Zielen, die er mit seiner Schriftstellerei verfolgte, nicht mehr so ganz. Sein zweites Leben Jesu, das er ausdrücklich für das deutsche Volk bestimmt hatte, war ihm zu wissenschaftlich, zu schwer geraten: das Buch fand die Leser nicht,

auf die er gerechnet hatte. Künftig will er es anders machen, künftig will er mehr aus freier Hand arbeiten, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß. Und künftig, darf man ergänzen, wird er auf seinen wissenschaftlichen Stil jene Leichtigkeit und Gefälligkeit übertragen müssen, die man an seinen übrigen Schriften allgemein literarischen Charakters zu rühmen wußte. Und von wem war in dieser Beziehung mehr zu lernen, als von dem glänzenden Franzosen, dem unübertroffenen Meister des leichten und graziösen Stils? Es ließe sich aber der Nachweis führen, daß ihm Voltaire nicht nur für seine Schreib- und Darstellungsweise etwas zu geben hatte, sondern auch auf seine Denkweise nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist.

Auch so war noch immer nichts Entscheidendes geschehen, nichts Durchschlagendes zustande gebracht: in allen diesen Jahren hatte Strauß sich mit seinen Arbeiten mehr nur an der Peripherie seiner eigentlichen, von ihm selbst vorgezeichneten Aufgabe bewegt, dem alten Vorwurf aber, daß er nur groß im Zerstören, stark im Negieren sei, in mancher Hinsicht neue Nahrung gegeben. Dem eigenen Bruder, der seine Rückkehr zur Theologie mit Freuden begrüßt hatte, erschienen seine Schriften in ihrer Haltung zu negativ; er wünschte anderes von ihm, er wünschte nach all den vielen Verneinungen ein klares, rundes, entschiedenes Ja: er solle entschlossen und ohne weitere Umschweife auf den Kern der Sache losgehen, er solle endlich der alten Weltanschauung die moderne gegenüberstellen und diese in einer Art Katechismus ausführlich und vollständig zur Darstellung bringen. Strauß räumt ihm von Anfang an ein, daß es etwas Schönes um einen solchen „Katechismus“ wäre, ihn aber — es war im Jahr 1860 — jetzt schon zu geben, scheint ihm verfrüht; jetzt schon nach außen etwas Neues zu bauen, dazu, meint er, seien die Dinge bei weitem nicht reif genug. Trotzdem kam der Gedanke, seiner bisherigen, allerdings vorwiegend negativen Schriftstellerei eine Ergänzung nach positiver Seite zu geben, einmal in ihm erweckt, nicht wieder zur Ruhe. Er ist ja nicht der, für den man ihn hält: so sehr waltet in seinem Wesen der negative Verstand nicht vor, als man es seinen bedeutendsten und gelesensten Schriften nach glauben mochte. Er durfte verweisen auf seine biographischen Arbeiten, auf seine „Kleinen Schriften“; man könnte jetzt ebensogut auf die Ausgewählten Briefe und das Poetische Gedenkbuch verweisen, wo er sich als eine durchaus weltoffene, herzlich bejahende Natur zu er-

kennen gibt. Auch hatte ihm ein Neues, das an die Stelle des Alten zu setzen wäre, wohl immer vor Augen gestanden, wenn auch nur undeutlich, vorerst noch im Umriß. Vorarbeiten für dieses Neue waren schon manche geschehen, Bausteine, die für einen künftigen Neubau zu verwenden waren, lagen in Menge zerstreut in seinen Schriften. Sollte aber sein Leben, seine ganze innere Entwicklung, noch irgend zu einem befriedigenden Abschluß gelangen, so mußte er sich — wenn auch mit sinkenden Kräften — noch einmal an die Arbeit machen: es galt, die neue Weltanschauung, die er im Sinne trug, als ein Ganzes aus sich herauszugestalten, es galt, zu zeigen, daß sie festen Grund besitze, sichere Tragfähigkeit, Einheit und Zusammenhang.

Ein Wagnis war es immerhin: der Aufbau einer neuen, eigenartigen Weltanschauung setzt ursprüngliche Genialität, eine wahrhaft schöpferische Kraft voraus — indem er in seinen alten Tagen noch so großer und schwerer Dinge sich unterwindet, stellt er Mit- und Nachwelt zu Richtern auf, fordert er Mit- und Nachwelt zu einem Urteil darüber auf, wieweit seine Kräfte reichen, ob er nach manchen Kreuz- und Querzügen schließlich zu einem Ziele kam, ob sein Weg aufwärts oder abwärts führte. Und wahrlich, leicht hat er es nicht genommen mit dem Buch, das bestimmt war, sein philosophisches Testament zu werden:

Flüchtig scheint es hingesprochen,
Flüchtig ist es nicht gemacht;
Ausgeführt in soviel Wochen,
Als in Jahren durchgedacht.

Volle zwölf Jahre liegen zwischen der ersten Anregung und der schließlichen Fertigstellung des Buchs. Endlich, im Oktober 1872, liegt es vor: „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntnis von David Friedrich Strauß“ — so heißt der „Katechismus“, der die Quintessenz moderner Weltanschauung und Lebensauffassung darstellen sollte.

Welches war doch der Satz gewesen, den er in seiner jetzt schon um mehr als dreißig Jahre zurückliegenden Glaubenslehre zum Leitsatz nahm? „Falsche Vermittlungsversuche sind genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen.“ Daß er noch immer nach diesem Grundsatz verfährt, daß sein Denken noch immer auf den Kontrast hinarbeitet und sich am Widerspruch

entzündet, beweist schon der Titel. Das Neue, das er zu geben hat, weiß er nur so zu geben, daß er es am Alten mißt und in schärfsten Gegensatz zu ihm bringt. Das Ja erscheint doch wieder auf der Folie eines Nein, das Positive wächst doch wieder aus der Negation heraus, wie denn auch tatsächlich die erste Hälfte des Buchs der Kritik des alten Glaubens gewidmet ist.

Es gibt eine weltüberlegene Macht, welche die Welt und unser Leben planvoll einem Ziele entgegenführt — das ist ja wohl der alte Glaube, und allerdings ist dieser Glaube Jahrtausende alt, doch sein Alter beweist ja eben, daß er einem natürlichen Verlangen der Menschenseele entspricht und im Wesen des Menschen begründet ist. Der Streit um den Glauben ist zumeist ein Streit um Glaubensformeln gewesen, die als Versuche zu gelten haben, dasjenige, was mehr Sache des inneren Schauens, inneren Erfahrens und Erlebens ist, auch begrifflich zu fixieren und so auf die Stufe des Wissens zu erheben. Auch Strauß hält sich, statt an das Wesenhafte und den innersten Kern des Glaubens, an solche historisch gewordene Glaubensformeln: der Kampf, den er führt, ist in Wirklichkeit weniger ein Kampf gegen den alten Glauben selbst, als gegen die ältere Glaubenslehre, auf die er das ganze Christentum ein für allemal festzulegen entschlossen ist.

Und der neue Glaube, der Straußische Glaube? Diese Welt, die uns und unser Leben umfängt, ist die Wirklichkeit, die einzige Wirklichkeit, die es gibt; die Welt hat ihr Ziel in sich selbst und muß sich aus sich selbst auf ganz natürliche Weise erklären lassen. Das war schon sein Glaube gewesen, als er mit seinem, ersten Buch in die Öffentlichkeit trat, das war der Glaube, für den er ohne Wanken sein Leben lang einstand und man erwartet es nicht anders, als daß er sich auch jetzt wieder zu diesem Glauben bekennt, in dem Buch, das er selbst ein „Bekenntnis“ nennt. Was sich geändert hat, ist die Fassung, die er seinem Glauben gibt, ist die Sprache, in der er ihn darstellt. Einst, noch im Jahr 1860, hatte er — echt idealistisch — reden können von einer „geist- und gotterfüllten“ Welt; jetzt, zwölf Jahre später, lautet es anders: statt Gott heißt es jetzt — Universum, Weltall; nicht der Geist hat mehr die Priorität, sondern der Stoff, die gesetzmäßig bewegte Materie, die sich durch fortwährende Scheidung und Mischung, Umbildung und Neubildung zu immer höheren Formen, bis herauf zum Menschen, emporgesteigert hat. Unmöglich, sollte man denken, die Gegensätze noch weiter auseinanderzurücken; unmöglich, die

Scheidung gründlicher zu vollziehen. Während er nach der einen Seite das Christentum mit älterer Dogmatik zusammenwirft und so gewaltsam auf einer früheren Stufe zurückhält, tut er selbst den letzten, äußersten Schritt, der noch getan werden konnte — hinüber ins Lager des Materialismus.

Wie aber, wenn der Materialismus doch kein Letztes und Äußerstes ist, wenn er kein Ende darstellt, sondern den Anfang zu etwas Neuem, das über ihn hinausliegt? Bekanntlich wurde der Materialismus gegen Schluß des Jahrhunderts vom Naturalismus abgelöst, und zwar nicht nur zeitlich, sondern nach dem inneren Verhältnis von Ursache und Wirkung. Materialismus an sich ist ja mehr eine wissenschaftliche Theorie; als solche trat er denn auch nach kurzem Siegeslauf wieder langsam zurück, um sich später, auch in seinem Wesen verändert, unter dem Namen Naturalismus desto mehr über alle Lebensgebiete: Sittlichkeit, Religion, Kunst und Politik, unwiderstehlich auszubreiten, sie recht eigentlich zu durchsetzen und zu durchgären. Eben deshalb wurde er dem Christentum noch gefährlicher als jener theoretische, in der Theorie so gut wie überwundene Materialismus. *Deus non scitur, sed creditur*, oder, frei übersetzt: über die letzten und höchsten Fragen entscheidet nicht der Intellekt, sondern der Glaube, die ganze Lebensstimmung, die persönliche Wertung. Sicherlich darf man von religiösen Erkenntnissen reden, aber sie hängen doch ganz an der Schätzung — nicht nach wissenschaftlichen, überhaupt theoretischen Maßstäben, sondern nach solchen des Gewissens, des Gemüts, der Selbstbewertung. ¹⁾ Und dann erst, wenn nicht mehr um eine neue Weltanschauung, sondern um eine neue Lebensanschauung gekämpft wird, steht das Christentum vor der eigentlichen Krisis, bei der es sich um Sein oder Nichtsein handelt, bei der es auf Tod oder Leben geht. Niemand ist sich bis heute über die Bedeutung dieses Kampfes klarer gewesen als Nietzsche. Im letzten, unvollendeten Werk seines Lebens findet sich ein Satz, der die ganze Lage blitzartig erhellt: „man hat bisher das Christentum auf eine falsche Weise angegriffen. Die Frage der bloßen „Wahrheit“ — sei es in Hinsicht auf die Existenz Gottes oder die Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte — ist eine ganz nebensächliche Angelegenheit, solange die Wertfrage der christlichen Moral nicht berührt ist. ²⁾ Man darf

¹⁾ Vgl. Weinelt, Ibsen Björnson Nietzsche.

²⁾ Nietzsche, Der Wille zur Macht (Aphor. 251).

gespannt darauf sein, wie sich Strauß, der doch, wie Nietzsche, den alten Glauben bekämpfen will, zur christlichen Sittlichkeit stellen wird. Ob auch er schon, um das Christentum in seiner Wurzel zu treffen, das christliche Lebensideal als ein minderwertiges erweisen und durch ein höheres überbieten will? Ob auch er sich schon auf dem Wege Nietzsches betreten läßt? Ihn zu gehen, ist aber etwas Ernstes, ja furchtbar Ernstes. Er führt über den Abgrund der Verzweiflung; der Wahnsinn, das reißende Tier, liegt an diesem Weg. Das Schicksal Nietzsches beweist es. Doch wann hätte es einem Strauß an dem nötigen Mut gefehlt, die Dinge festen Blickes anzuschauen, wann an der Entschiedenheit, einen Weg, den er für den richtigen hielt, bis zu Ende zu gehen? In diesem Sinne ein Halber zu sein, erschien ihm als eine Schmach, ein Ganzer immer mehr zu werden, als unbedingte Mannespflicht.“¹⁾

Soviel ist gewiß, den ersten und, wie man denken sollte, über alles Weitere entscheidenden Schritt hat er unbedenklich getan — den Schritt von Hegel zu Darwin, von der Idee zur Natur: wie alle Materialisten gibt er dem „Kampf ums Dasein“ die Bedeutung eines fundamentalen Lebensgesetzes, das für sich allein, auf rein mechanischem Weg, ohne Annahme einer zwecksetzenden Vernunft, Bewegung und Fortschritt in die Welt bringt. Doch hat erst Nietzsche den Kampf ums Dasein in richtiger Weise interpretiert: „Der freie Mensch ist Krieger“, ruft er aus, „Tod den Schwachen!“ Denn natürlich, wenn der Mensch zur Natur gehört, so steht er auch, wie die Natur, „jenseits von Gut und Böse“, so hat er, wie die Natur, das unbestreitbare Recht darauf, „Immoralist“ zu sein.²⁾ „Werdet hart!“ ruft er uns zu. Strauß hält es mit Göthe und der älteren Moral: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Strauß, der Materialist, wagt sogar den Satz: „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle andern gleichfalls Menschen, mit denselben Bedürfnissen und Ansprüchen, wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral.“ Die Frage ist nur,

¹⁾ Vgl.: Die Halben und die Ganzen, Vorwort.

²⁾ Nietzsche hat nichts getan, als den Naturalismus nach ethischer Seite hin zu Ende gedacht und man hat allen Grund, ihm dafür dankbar zu sein. Nicht die Moral hat er gestürzt, wohl aber die anthropologisch biologische Moral Benthams und Spencers, indem er zeigte, daß aus ihren naturalistischen Prämissen etwas ganz anderes folgt, als „das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl“ von Menschen. (Vgl. Bruno Bauch, Ethik.)

ob er diese schöne Moral zu begründen, ob er sie folgerichtig aus seinen naturalistischen Vordersätzen abzuleiten vermag. Aus langer, teuer und blutig erkaufte Erfahrung dessen, was verderblich ist und was zuträglich, seien nach Strauß unter den Völkerstämmen allmählich Gebräuche, dann Gesetze, endlich eine sittliche Pflichtenlehre hervorgegangen. Wie man sieht: er ist auf dem besten Weg zu jener Nützlichkeits- oder Erfolgsethik, die, von den Engländern Bentham und Spencer in ein System gebracht, in Deutschland zwar Eingang und Beachtung fand, im allgemeinen aber als undeutsch empfunden und abgelehnt wurde. Ihm selbst muß der Weg, den er einschlug, um zu einer Erklärung des Sittlichen zu gelangen, nicht so recht als geheuer erschienen sein, er springt nämlich von seinen naturalistischen Prinzipien unvermutet auf ein idealistisches über: im sittlichen Handeln bestimme der einzelne sich selbst nach der Idee der Gattung, d. h. der Menschheit. An dieser Stelle hat ihn offenbar sein Materialismus verlassen; was in die Lücke tritt, ist nichts als eine Reminiszenz aus den schönen Tagen des Idealismus. Und man weiß nun auch: bei Strauß kann es sich höchstens um einen Materialismus des Kopfes handeln, nicht um einen Materialismus des Herzens. Er verstattet dem Materialismus wohl Einfluß auf sein Denken, und auch dies nur bis zu bestimmter Grenze, im Kern seines Wesens aber, in Lebensstimmung und Lebensauffassung, blieb er so gut wie unberührt.

Konsequent entwickelt wird Materialismus jeder Moral gefährlich, in seiner schärfsten Ausprägung, in welcher er allerdings selten ist, gibt er sich außerdem, nicht nur atheistisch, sondern direkt unfromm, religiös indifferent. Die Welt ist für ihn etwas Kaltes, im Grunde Lebloses, ein mechanisches Räderwerk, an sich weder gut noch schlecht: sie ist einfach die Wirklichkeit, zu der man weder in gemütliche Beziehungen treten, noch überhaupt in ein persönliches Verhältnis gelangen kann. Bei Strauß ist es anders. Gewisser religiöser Grundgefühle hat er sich nie ganz entschlagen mögen: das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht, das Bedürfnis, sich dieser Macht vertrauend und liebend hinzugeben, ist ihm zu keiner Zeit fremd gewesen, obgleich sie für ihn keinen göttlichen Willen bedeutet, sondern das bewußtlose Weltall selbst im unendlichen Spiel seiner Kräfte. Stolz und Demut, Freudigkeit und Ergebung mischt sich in diesem pietätvollen Gefühl für das Universum — wird es verletzt, etwa durch pessimistische Lebensverneinung und Weltverachtung, so reagiert es, seinen eigenen Worten nach, geradezu

religiös. „Vergiß in keinem Augenblick, daß du und alles, was du in dir und um dich wahrnimmst, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es alles nach ewigen Gesetzen aus dem reinen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion.“

Andererseits bleibt die Welt, was sie ist und immer war: ein Naturwerk, beherrscht von der ehernen Notwendigkeit, durch Ausbildung, Umbildung und Rückbildung sich stets vollendend, nirgends und niemals vollendet, ein ewiger Kreislauf, ohne Anfang, ohne Ende. Aber Strauß kennt sie wohl, die Sehnsucht des Menschenherzens nach einem Zustand der Vollendung, er selbst trägt heimliches Verlangen nach einem idealen Reich, das nicht von dieser Welt ist. Und siehe da! Die Vollendung, die von der Wirklichkeit nun einmal nicht zu erwarten ist, auf welche ihm auch die Religion keine Hoffnung gibt, die wird uns zuteil in den Illusionen der Kunst. „Die Kunst,“ erfahren wir, „hat in allen ihren Zweigen den Beruf, die im Gewirre der Erscheinungen sich erhaltende, aus dem Widerstreit der Kräfte sich wiederherstellende Harmonie des Universum im beschränkten Rahmen uns anschauen oder doch ahnen zu lassen. In dem Äther, worein unsere großen Dichter uns erheben, in dem Meere von Harmonieen, das unsere großen Tonsetzer um uns ergießen, da verschwebt und löst sich jedes irdische Weh, da sehen wir wie durch einen Zauber alle Flecken hinweggetilgt, die uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will, von uns abzuwaschen.“ Dies ist sein Idealismus: er vollendet sich in einem Idealismus der Kunst.

Und jetzt erst, von der erreichten Höhe aus, wird es eher möglich, in alle Zusammenhänge hineinzusehen. Begonnen hat Strauß als überzeugter Hegelianer und sicherlich wäre er von der neuen Philosophie nicht so rasch und so tief ergriffen worden, wenn nicht aus Hegel Geist von seinem Geist zu ihm gesprochen hätte. Daneben blieb in ihm Raum genug zur Aufnahme anderer Vorstellungs- und Gedankenreihen, die an sich zu der Hegelschen Philosophie in gar keiner Beziehung standen. Die Folge war, daß die verschiedenen Elemente, die sich bei ihm zusammenfanden — philosophische, kritisch historische — eigenartige Verbindungen unter sich eingingen, ein Prozeß, aus dem sich sein erstes Leben Jesu (1835) und die Glaubenslehre (1840-41) herauskristallisierten. Weiterzukommen, war vorläufig unmöglich; Strauß hatte zu warten, bis von außen her neue Keime an ihn herangetragen wurden, für welche

der Boden schon von Anfang an bei ihm bereitet lag. Es kam die Zeit, wo man, des langen Spekulierens müde, sich fröhlich hinausbegab auf die „schöne grüne Weide“ der Empirie — das vorige Jahrhundert ist denn auch in seiner zweiten Hälfte ebenso historisch, naturwissenschaftlich und technisch geworden, wie es zu Anfang ein vorwiegend schöngeistiges und philosophisches gewesen war. In seiner Weise hat auch Strauß dem allgemeinen Umschwung Rechnung getragen: obwohl er grundsätzlich am alten Hegelschen Pantheismus festhielt, so war doch alle die Jahre her die empiristisch realistische Denkweise auch bei ihm in langsamem zwar, doch unaufhaltsamem Vordringen begriffen, bis alles soweit gediehen war, daß der Realismus schließlich — in Materialismus überschlagen konnte. Damit war aber auch jener äußerste Punkt erreicht, wo die Extreme sich wieder berühren, wo die Gegensätze selbst ineinander übergehen. Ja wirklich, mit seinem „alten und neuen Glauben“ ist er weit von seinem idealistischen Jugendstandpunkt abgekommen, soweit, daß man fürs erste versucht ist, denjenigen recht zu geben, welche ihm direkten Abfall von sich selbst, Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit zum Vorwurf machen. Wie aber, wenn er seinen idealistischen Jugendstandpunkt nur verlassen hätte, um ihn vielmehr in seinen naturwissenschaftlich materialistischen Altersstandpunkt mit hinüberzunehmen, wenn er Materialist geworden wäre, um ganz Hegelianer zu bleiben? Man höre doch endlich auf, sein eigenes Wort vom „klaren und krassen“ Materialismus immer aufs neue gegen ihn auszuspielen. Ist doch sein angeblicher Materialismus nie etwas anderes gewesen, als — Hegelianismus, nämlich ein unter darwinistisch naturwissenschaftlicher Einwirkung ins Materialistische umgebogener Hegelianismus.¹⁾ Im Anfang war,

¹⁾ Nachträglich finde ich meine Auffassung bestätigt durch eine von Th. Ziegler beigebrachte Briefstelle. Am 21. Januar 1869 schreibt Strauß an Prof. Biedermann in Zürich: „Der Materialismus wollte mir oft als der gleichberechtigte Bruder unseres Hegelschen Idealismus, die Wahrheit nur durch Ineinsbildung beider erreichbar erscheinen.“ Es hat aber lange gewährt, bis endlich durch Ziegler in Straßburg und Heinrich Maier in Tübingen der wahre Sachverhalt — Ineinsbildung von Hegelschem Idealismus und Materialismus — ans Licht gebracht wurde (s. Ziegler, D. Fr. Strauß Bd. II 1908 und Maier, An der Grenze der Philosophie 1909). Verfasser erlaubt sich übrigens, darauf hinzuweisen, daß im Herbst 1908, schon vor Erscheinen genannter Schriften, sein Manuskript im Wortlaut abgeschlossen war.

nach Hegel, die an sich unbewußte, gestaltlose Idee, welche, um wirklich zu werden, sich zunächst in ihr Gegenteil, in zwar gestaltete, aber noch dumpfe Natur, verwandeln mußte, um schließlich, aus dieser emporsteigend, im menschlichen Geist zum Selbstbewußtsein zu erwachen. Strauß macht das zweite, abgeleitete, ohne weiteres zum ersten: im Anfang war der Stoff, die gesetzmäßig bewegte Materie; im übrigen soll es dieser gegeben sein, in derselben Weise, wie bei Hegel geschah, eine geistige Welt der Sittlichkeit, des Rechts, der Kunst, der Religion aus sich hervorgehen zu lassen. Welch ein Wagnis aber, ein so durch und durch idealistisch gedachtes System, wie das Hegelsche, naturalistisch zu rekonstruieren, nach einem ganz andern Stil von Grund aus umzudenken und umzubauen, ohne daß es den Eindruck des Unorganischen machte, ohne daß an allen Ecken und Enden innere Konstruktionsfehler zu Tage traten! Wenn das Kunststück mißlang, so lag das weniger an ihm, als an der inneren Unmöglichkeit des Problems. Es gibt Idealismus, es gibt Materialismus, bei dem es freilich nie ganz ohne Entlehnungen von idealistischer Seite her abzugehen pflegt; ein idealistischer Materialismus oder materialistischer Idealismus aber, auf den es bei Strauß hinausläuft, ist an sich schon ein innerer Widerspruch, der auf keine Weise, durch keine Kunst der Dialektik und der Darstellung ins Gleiche gebracht werden kann.

Nein! es war kein neuer Glaube, noch weniger der neue Glaube, was Strauß seinen Zeitgenossen zu bieten hatte, aber allerdings, es war sein Glaube, sein ganz persönlicher Glaube, verständlich nur aus seinem eigenen, verwickelten Wesen heraus, oder, wie sich Kuno Fischer brieflich ihm selbst gegenüber äußerte: „aus dem Gesichtspunkt der darin sich kundgebenden Persönlichkeit“. Die Gegensätze und Widersprüche des Buches, sowohl die offen zu Tag liegenden wie die verschleierte, sind in Wahrheit Gegensätze und Widersprüche des Menschen gewesen. Denn so war er: durch und durch reflektiert und doch wieder, vielleicht eben darum, ein so großer Freund des Einfachen, volkstümlich Naiven und Humoristischen — herb und schneidend bis zur Rücksichtslosigkeit, ein Kritiker, dessen Pfeile mit unheimlicher Sicherheit trafen und saßen, dabei doch allem Menschlichen gegenüber von Göthescher Milde, gerecht in seinem Urteil, sogar, wie bemerkt wurde, zu gerecht — einerseits marmorkalt, reiner Verstandesmensch, andererseits von mimosenhafter, stimmungsvoller Empfindlichkeit und dämonischer Leidenschaftlichkeit — ein Realist mit dem Blick für

das Mögliche und Notwendige, aber auch, als Idealist, immer den höchsten Fragen zugewandt, die höchsten Gesichtspunkte nie aus den Augen verlierend — einesteils voll Hingabe an den vorwärts drängenden Zug der Zeit und selbst leidenschaftlich vorwärts drängend, andernteils in Lebensanschauung, Lebenshaltung und in seinen politischen Ansichten altbürgerlich konservativ. Ein letzter Gegensatz mag die lange Reihe beschließen: neben schonungslos zersetzender Kritik gab ihm sein Genius die harmlose Freude an künstlerischem Gestalten — doch gerade dieser war unter allen Gegensätzen seines Wesens der herrschende, gerade dieser ist's, der sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht und für seine schriftstellerische Entwicklung bestimmend wurde. Seine verschiedenen Talente zusammenzubringen und gegen einander auszugleichen, das war ja von Anfang an das große Problem seines Lebens. Er hat es versucht auf die eine und auf die andere Weise, indem er den Schwerpunkt bald mehr auf die positiv künstlerische, bald mehr auf die negativ kritische Seite verlegte. Daher das scheinbar Unstäte und Sprunghafte seiner Entwicklung, das unsichere Hin- und Hergehen zwischen verschiedenen Gebieten: groß geworden als kritischer Theologe, springt er über auf das positive Gebiet der Biographie, der allgemeinen Literatur und Kunst, um doch wieder nach zwanzig Jahren an seinen Ausgangspunkt zurückzulenken, zu theologischer Kritik und Polemik. Indem er so alle Anlagen seines Geistes zur Entwicklung brachte und nacheinander heraushob, hat Strauß — in recht eigentlichem Sinn — seines Daseins Kreise vollendet. Von dieser Seite gesehen, erscheint sein ganzes Lebenswerk als eine langsam fortschreitende Selbstdarstellung, deshalb als ein eminent künstlerisches, sofern der Künstler instinktiv am fremden Objekt sich selbst zur Darstellung bringen will. Es heißt denn auch den besonderen Charakter seiner Schriftstellerei von Grund aus verkennen, wenn man, wie herkömmlich, bei der Beurteilung seines letzten Buchs keinen andern Maßstab zur Anwendung bringt, als den streng und ausschließlich wissenschaftlichen. Warum wollte man es nicht gelten lassen als das, als was es sich ausgibt — als „Bekentnis“, als eine Generalbeichte im Götheschen Sinn, in welcher und mit welcher Strauß seine Art und sein Wesen nicht mehr stückweise, sondern als ungeteiltes Ganzes zu geschlossenem Ausdruck brachte? In der Tat, so, wie es ist, ebensowohl zusammengedichtet als zusammengedacht, gibt sein letztes Buch zum Abschluß einer bald vierzigjährigen Schriftstellerlaufbahn

eine Objektivation seines Ichs nach seinen verschiedenen Seiten — geistigen, gemüthlichen, menschlichen — in seiner Stellung zu Welt und Leben, zu Religion und Kunst, zu Kirche und Staat. Kein Kritiker und kein Künstler, kein spekulativer Philosoph und kein Empiriker, kein Realist und kein Idealist, kein Gemütsmensch und kein Verstandesmensch, kein Revolutionär und kein Konservativer hat ja dies Buch geschrieben, sondern einer der dies alles zusammen und doch in jedem Zug er selber, in jedem Betracht ein „Ganzer“ war, weil er in langer Lebensarbeit sich selbst zu einem Ganzen gebildet hatte.

Er durfte zufrieden sein. Das Schwere, doch Unerläßliche, was dem Alternden aufgegeben war: Frieden zu stiften in der Ökonomie seiner Kräfte, den Reichtum auseinanderstrebender Kontraste zur Einheit zu zwingen, seine Anlagen nicht nur in ihrem Nacheinander, sondern auch in ihrem Miteinander und Ineinander vorzuführen, das war ihm — von dieser subjektiven Seite gesehen — soweit gelungen, als es bei der inneren Schwierigkeit der Sache gelingen konnte. Und das Bewußtsein, seine Sache recht gemacht zu haben, kam ihm auch dann nicht abhanden, als von außen her, oft in der unwürdigsten und verletzendsten Form, Absage um Absage erfolgte; es verhalf ihm dazu, daß er inmitten des Sturms, der wider ihn losbrach, sich bald wieder faßte und dem Kommenden mit großer Ruhe entgegensehen konnte:

Ruhig lieg ich und zufrieden,
Von der Oberwelt geschieden,
Mögen auch die Feinde droben
Wider mich von neuem toben.

Er hatte gegeben, was er hatte: sich selbst. Er glaubte an sein Werk, weil er an sich selber glaubte. Und wahrlich, er hatte ihn nötig, diesen Glauben an sich selbst, nötiger als je. Was blieb ihm auch, jetzt, wo er, von tückischer Krankheit aufs Lager geworfen, dem sicheren Tod entgegenging, was blieb ihm sonst, als der Glaube daran, daß er das Rechte gewollt, daß er nichts anderes getan hatte, als was er, der Stimme seines Genius folgend, hatte tun müssen? Doch nein! Es blieb ihm auch bis zur letzten Stunde der Glaube an die Welt, der Glaube an die große, in der Welt sich auswirkende Vernunft, welche darum eben Vernunft ist, weil sie fortwährend Leben zerstört, um fortwährend neues, gesteigertes Leben hervorzubringen. Und auch die Liebe blieb ihm nicht fern, jene Liebe, die in die kleinsten Gaben, mit denen ein Sterbender zu erfreuen ist — einen

Blick, einen Händedruck, ein mündliches oder briefliches Wort, eine kleine Handreichung — alle ihre Reichtümer hineinzulegen vermag.

Sein Dienst war ein langer und ermüdender gewesen; was ihm bestimmt war an großen, von ihm selbst nicht erwarteten Erfolgen, an kleinen Freuden des Lebens, aber auch an Enttäuschungen, an Haß und Schmach, das hatte er erfahren: er wollte verabschiedet sein. Je schmerzlicher und unerträglicher aber zuletzt seine Lage wurde, desto mehr empfand er den Tod als Befreiung vom Leben, als wahren Sieg über das Leben.

Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehrt' ich
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.

Und so warf ihm sogar die Hoffnung einen letzten, schwachen Strahl in sein Krankenzimmer:

Nimmer quäle
Dich, o Seele,
Hoff', in wenig Tagen
Wird dein Flügel,
Tal zu Hügel,
Dich ins Freie tragen.

Jener Glaube freilich, dem Lessing Ausdruck gab mit dem schönen Wort: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“, der war schon lange nicht mehr der seine. Er getröstete sich aber dessen, womit er die Tochter zu trösten suchte:

Bescheidnes Vermächtnis
Zwar ist mein Gedächtnis;
Doch laß ich es hier.
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst du des Vaters, erscheint er vor dir.

Einzig in ihrer Art sind diese letzten Gedichte aus dem Kranken- und Sterbejahr 1873 auf 74, sämtlich hier in der Schillerstraße entstanden. Zu keiner Zeit ist er mehr Dichter, so beinahe ausschließlich Dichter gewesen, als jetzt, wo ihn der kommende Tod auf eine geistige Höhe erhob, an welche die gemeine Prosa des Lebens nicht mehr heranreichte.

Lieg ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Es ist, als hätte der Tod, ehe das große Schweigen über ihn kam, noch einmal so recht seine Zunge gelöst, daß es traulich und tröstlich, bald wie Seufzen, bald wie ein Jubelruf, ihm über die Lippe floß. Und endlich verklang es ihm ja, so Leiden als Leben, so Dichten als Denken — in seinem letzten Gedicht vom 29. Dezember 1873, da klang es aus, so wehmütig schön, wie fernes Abendgeläut, von dem ein letzter Ton sich über die Felder schwingt und in der Dämmerung verzittert.

Heute heißt's verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In die Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

So ging er hin, gewiß nicht als Christ, doch wer darf sagen — als Nichtchrist? Hat er sich doch von Anfang an und, recht verstanden, auch mit seinem letzten Buche noch, zu der Wahrheit bekannt, „daß nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare, nicht das Irdische, sondern das Himmlische, nicht das Fleisch, sondern der Geist, das Wahre und Wesentliche ist“.

Zur Geschichte der Seidenkultur *)
in Ludwigsburg.

Von A. Marquart.
(Nach Akten des K. Archivs des Innern.)

Es ist kein erfreuliches Bild mit lieblichen Farben, das ich aus der Geschichte der Stadt Ludwigsburg vorführen kann. Ich glaube daher einen Ausspruch des griechischen Geschichtsschreibers Polybius **) an die Spitze meiner Abhandlung stellen zu sollen, der noch heute viele Bewunderung verdient und also lautet:
„Wenn es sonst im Leben des wackeren Mannes Pflicht ist, seine Vaterstadt und seine Freunde zu lieben und Sympathieen und Antipathieen mit ihnen zu teilen, so hat man dagegen, sobald man die Rolle des Geschichtsschreibers übernimmt, sämtliche Rücksichten derart zu vergessen und hat oft seine Feinde zu rühmen und ihnen das höchste Lob zu zollen, wenn ihre Handlungen dies erheischen, und hat oft seine besten Freunde zu rügen und aufs strengste zu verurteilen, so oft dies durch ein fehlerhaftes Verhalten angezeigt ist. Wie an einem Geschöpf, dem das Augenlicht geraubt ist, das Ganze nicht mehr taugt, so wird, nimmt man aus der

*) Lange ehe man den Maulbeerbaum pflanzte und des Seidenwurms pflegte, findet man in Württemberg die Seidenmanufaktur, d. h. die Verarbeitung der eingeführten Seide. Doch blieb die Seidenweberei namentlich die Anfertigung seidener Strümpfe lange rückständig. Seidene Strümpfe mußten im Ausland gekauft werden und waren eine kostbare Ware. Als im Jahre 1569 der Brandenburgische Geheimrat Berthold von Mandelslohe in seidenen Strümpfen, die er aus Italien mitgebracht hatte, an einem Wochentage bei Hof erschien, habe ihm Markgraf Johann zugerufen: „Bertholde! ich habe auch seidene Strümpfe; ich trage sie aber nur an Sonn- und Festtagen.“ — Finanzminister Weckherlin. —

**) Polybius, griechischer Geschichtsschreiber, geb. um 210 vor Christi zu Megalopolis in Arkadien, gest. 127 vor Christi infolge eines Sturzes vom Pferd, an Genauigkeit und Treue der Erzählung von keinem Geschichtsschreiber des Altertums übertroffen.

Geschichte die Wahrheit weg, der Rest zu einer wertlosen Erzählung. Wer es unternimmt, historische Vorgänge zu schildern, hat von den Handelnden abzusehen, und nur die Handlungen selbst ins Auge zu fassen, um ihnen eine gerechte Beurteilung und Würdigung angedeihen lassen zu können.“

Ich will es nur gleich eingestehen das große Geheimnis, dem Seidenbau in Ludwigsburg war wie überall unter unserem Himmelsstrich *) — im ganzen Württemberger Land — keine Blüte beschieden. Das Klima ist zu rau, namentlich im Frühjahr, die ganze Sache paßt nicht in unsere Gegend. Viele Jahre hindurch zerbrachen sich die beteiligten Kreise — Angestellte und Sachverständige — die Köpfe darüber, was wohl die Hauptschuld an dem Mißlingen der Versuche mit der Seidenzucht sein möchte; bis endlich der Kammerrat und Pfleger Wider am Herzogl. Zucht- und Arbeitshaus zu Ludwigsburg im Jahre 1767 diese Ursache entdeckte; er fand, daß das Laub der Maulbeerbäume an der in jenem Jahre gänzlich mißratenen Seidenkultur die Schuld war. Die Kette der ungünstigen Umstände gliedert sich etwa folgendermaßen aneinander.

Das Mutterland der Seidenraupen ist China und Ostindien. Dort leben sie wild auf den Maulbeerbäumen, welche ganz mit Kokons behangen sind. Im Jahre 553 nach Christus sollen Mönche den Seidenspinner nach Europa gebracht haben, indem sie die Eier desselben in ihren hohlen Stöcken aufbewahrten. Zunächst gedieh die Seidenzucht in Unteritalien und Spanien, in Frankreich (Lyon) und Oberitalien, **) also in lauter warmen Ländern. Nun vergleiche

*) Freilich schreibt noch im Jahre 1831 Finanzminister Weckherlin die Natur lege der Einführung des Seidenbaus in Württemberg kein Hindernis in den Weg, und doch waren bereits im Winter 1700 von den durch die Waldenser Kolonie aus Lausanne in die Gegend von Maulbronn eingeführten Maulbeerbäumen einige Tausend zugrunde gegangen.

**) Mit der Einführung des Seidenbaues in Oberitalien und der Ausdehnung der Manufaktur in Deutschland vermehrte sich der Verbrauch an Seide in ungeahnter Weise unter allen Klassen des Volkes. Überall fand es Beifall das köstliche Material, dessen Glanz und Farbenpracht, dessen Weichheit und Leichtigkeit das dafür geopfert Geld vergessen machen. Die Württ. Kleiderordnung von 1567 kämpft gegen das Übermaß. Die Polizei war gar ungalant gegen die Damenwelt; denn Dienstmädchen, die doch auch gerne sich schmücken und putzen, war alles Tragen von Seide untersagt, andern Ständen nur eine Verbrämung ihrer Kleider mit Seide gestattet u. s. w. (Weckherlin.)

man einmal den Frühling in Italien und die Maulbeerpflanzungen daselbst etwa in der Gegend von Monza bis Mailand — von deren Wachstum ich mich anlässlich einer Urlaubsreise selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte — mit unserem Frühjahr z. B. gerade dem heurigen — wie lange war es nicht kalt, rauh und naß! — und es ist unschwer zu erraten, zu wessen Gunsten der Vergleich ausfällt. Ist aber das Frühjahr kalt und naß, so wird auch das Laub des weißen Maulbeerbaumes — das die Hauptnahrung des Seidenwurmes bildet — rauh und zur Nahrung ungeeignet, die Seidenwürmer, welche ihrer Natur nach gerade im Frühjahr am gefräßigsten sind und den größten Trieb haben, Kokons, d. h. Seide zu spinnen, verkümmern, werden krank, gehen zugrunde, man gewinnt nur wenige Kokons, und die ganze Seidenernte ist mißlungen. Daher jedes Jahr der Jammer bei der Seidenkultur des Herzoglichen Zucht- und Arbeitshauses zu Ludwigsburg, daß die Seidenzucht wieder einmal so geringen Ertrag geliefert habe, aber auch immer wieder die Hoffnung, daß das Unternehmen doch noch gelingen könnte. Nachdem bereits der ganze Zusammenbruch der Einrichtung klar zu Tage lag, wollte man dieselbe doch nicht gänzlich aufgeben, sondern nur möglichst einschränken mit dem Ausblick auf bessere Zeiten; noch am Grabe der Seidenkultur pflanzte die Herzogliche Zucht- und Waisenhausdeputation die Hoffnung auf! *)

Doch ich bin mit meiner Darstellung den Tatsachen vorausgeeilt.

Im Jahre 1735 errichtete Joh. Ludwig Reuß aus Echterdingen und einige Schweizer Herren eine Seidenfabrik in Ludwigsburg, welche nach mehrjährigem Bestehen, da sie nicht rentierte, von ihren Besitzern aufgegeben wurde. Reuß mußte froh sein, bei einer Berliner Seidenfabrik als Aufseher Anstellung zu finden, und der Schweizer Huber starb in größter Armut.

Das Unternehmen ging nun in den Besitz des Herzoglichen Zucht- und Arbeitshauses hier über (nach einer Notiz in den Akten im Jahre 1746).

*) Mit der Seidenkultur verhält es sich wie mit der Hühnerzucht, wieviele Versuche — die alle mißlungen sind — wurden nicht schon gemacht, italienische Hühner im Großen nachzuziehen. Man könnte in Württemberg und Deutschland ebenso Hühnerzucht treiben wie in Italien, wenn man im Frühjahr das Wetter machen könnte!

Im Jahre 1752 ereignete sich ein Zwischenfall. Einer der drei Burschen, welchen die Fütterung der Seidenraupen und die übrige Pflege derselben so tags als nachts anvertraut war, warf wiederholt größere Mengen dieser Tiere — einmal ein ganzes Brett voll — zum Fenster hinaus, wo sie alsbald von den Hühnern aufgefressen wurden. Der Bursche zur Rede gestellt gab an, daß die Raupen krank gewesen seien. Allein der Verwalter, der den Hühnern einige dieser ausgeworfenen Insekten abgejagt hatte, konstatierte, daß dieselben gesund waren, da sich eines derselben schon anderen Tages eingesponnen hatte. Von Stuttgart traf der Befehl ein, man solle dem Burschen seiner bezeugten Bosheit willen durch den Zuchtknecht 30 „wohlgemessene“ Streiche applizieren lassen, ihm zur wohlverdienten Strafe, anderen aber zum Exempel und zur Warnung. Sehr tragisch scheint dieser Bursche die 30 „Wohl-gemessenen“ nicht genommen zu haben, denn im Jahre 1757 bittet er zu seiner „Ergötzlichkeit“ um Verbesserung seiner Lohnverhältnisse, da er seit einer Reihe von Jahren bei der Maulbeerbaumpflanzung beschäftigt sei.

In dem nämlichen Erlaß vom Jahre 1752, in welchem die 30 Prügel anbefohlen wurden, wurde auch betont, wie sehr man in Stuttgart zum Voraus versichert sei, daß die Seidenkultur, sofern sie in richtiger Ordnung und mit gehörigem Fleiß gepflegt werde, dem Zuchthaus zu einem recht großen und wichtigen Vorteil in wenigen Jahren gereichen werde, man gedenke dieselbe auch auf alle nur mögliche Art emporzubringen (poussieren) und habe nach reiflicher und sachlicher Überlegung beschlossen, künftighin auf die fleißige Wartung der Seidenwürmer den damit beschäftigten Personen eine besondere Belohnung (Praemium) zu besserer Ermutigung (encouragement) auszusetzen und zwar solchergestalt, daß diese Personen von jedem Pfund Kokons 10 Kreuzer zu genießen haben sollen.

Um die Maulbeerbaumpflanzungen in besseren Stand zu setzen, namentlich durch Imden (Veredeln) einerlei gleiches und zartes, zur Fütterung der Seidenraupen geeignetes Laub zu erzielen und so auch die Plantation selbst nach und nach zu vergrößern, wurde der bei einer Stuttgarter Seidenfabrik angestellte Direktor Giovanni Tomasi von der Herzogl. Regierung ersucht, anläßlich einer Reise nach Italien im Sommer 1752 sich um ein paar sachverständige Italiener aus der Gegend von Mailand umzusehen. Direktor Tomasi brachte wirklich zwei Bauern namens Ambrosio Farina und Wilhelm Barinzelli von Monte Brianza mit,

welche sich auf zwei Jahre verbindlich machten, alle bei der Pflanzung der Maulbeerbäume und der Seidenkultur vorkommenden Arbeiten zu versehen; auch den drei Ludwigsburger Gartenknechten alle bei der Seidenkultur vorkommenden Arbeiten zu lehren, während den Gartenknechten eingeschärft wurde, sie sollten diese Verrichtungen fleißig lernen, um nach Ablauf der zwei Jahre die Arbeiten allein verrichten zu können.

Im Jahre 1762 wurde eine Arbeitsteilung eingeführt. Die Zucht- und Arbeitshausdeputation in Stuttgart hatte wahrgenommen, daß es schon einige Jahre her mit der Seidenkultur nicht recht vorwärts gehen wolle, daß es vielmehr bald da bald dort gefehlt habe. Des guten und schönen, teils einheimischen teils ausländischen Samens unerachtet, waren jeweils nach dessen Ansetzung nur wenige Seidenraupen erzielt worden. Wenn solche aber wirklich in großer Anzahl ausgekommen waren, so haben sich bei deren Erziehung bis zum Einspinnen so vielerlei unglückliche Zufälle ereignet, daß nur wenige Kokons, mithin auch nur eine sehr geringe Menge tauglicher Seide erlangt werden konnte, ohne daß man jemals eine tüchtige und hinlängliche Ursache der Unglücksfälle hätte ermitteln können. Der Aufseher über dieses Geschäft hatte daher öfters gebeten, ihm diese ganze Seidenkultur abzunehmen und jemand anders zu übertragen, der vielleicht mehr Geschick und Glück hätte. Wenn die Herzogl. Zucht- und Arbeitshausdeputation nun auch in die Treue und den Fleiß des bisherigen Aufsehers durchaus keinen Zweifel setzte, auch keine Ursache hatte, denselben wegen der bisherigen Unglücksfälle in einen Verdacht der Saumseligkeit oder unzulänglichen Erfahrung in diesem Geschäft zu ziehen, so wurde doch die Probe gemacht, ob nicht durch eine andere Einrichtung in der Seidenkultur entdeckt werden könnte, woran der Fehler etwa haften möchte, daß man bisher so wenig Seide erzielt habe. Man erinnerte sich nun, daß der Hausmeister Wenzing eine gute Theorie in dieser Materie besitze, die er auf einigen Reisen in Sachsen und Brandenburg an Orten, wo die Seidenkultur gepflegt werde, noch vermehrt habe.

Hausmeister Wenzing mußte daher 1762 einen Teil der Seidenkultur dergestalt übernehmen, daß er die Hälfte des im Vorjahr erzeugten und des demnächst aus Italien eintreffenden fremden Samens ansetzen und die ausschlüpfenden Raupen durch Füttern und Säuberung zu besorgen hatte; während dem bisherigen Aufseher Zimmer-

mann die Besorgung der anderen Hälfte des Geschäfts durch alle Rubriken auch fernerhin verblieb.

Auf diese Weise hoffte man, endlich auf den Grund zu kommen, woher der bisherige so sehr geringe Ertrag des Seidenbaues seinen eigentlichen Ursprung nehme, namentlich ob solcher von einem bloßen ungefähren Zufall oder Unglück herrühre.

Sowohl von dem Hausmeister Wenzing und seinem bewährten Diensteifer, als auch von dem Aufseher Zimmermann wurde erwartet, sie werden sich jeder in seinem Teil äußerst angelegen sein lassen, alle mögliche Treue, Aufmerksamkeit und Sorgfalt anzuwenden, damit doch endlich diese mit so großen Kosten schon seit vielen Jahren angelegte und bisher wohlgeratene Plantation der Maulbeerbäume durch die Kultur der Seide zu einem besseren und ergiebigeren Ertrag gebracht werden möge und des Hauses wahrhaftiger Nutzen unter dem Segen Gottes gefördert werde.

Unterm 18. Oktober 1764 klagt der Vorstand des Zucht- und Arbeitshauses zu Ludwigsburg, Kammerrat Wider, abermals, daß die Seidenkultur bereits 7000 Gulden gekostet habe, dessen ungeachtet sei noch niemals etwas Rechtes zustande gekommen; im Gegenteil es gehe mit dieser Seidenzucht von Jahr zu Jahr schlechter; in diesem Jahr seien kaum 3 Pfund Seide, die etliche 20 Gulden wert sei, erzielt worden.

Es zeige sich nun deutlich, daß diejenigen, welche die Seidenzucht unter Händen haben, nicht die gehörige Wissenschaft von der Sache besitzen; die Seidenzucht könne deshalb zeitlebens nicht in besseren Stand kommen, auch wenn noch größere Kosten aufgewendet werden.

Es seien in vier verschiedenen Gärten viel zu viele Maulbeerbäume vorhanden; er schlage vor, zwei dieser Gärten von Maulbeerbäumen gänzlich zu räumen, um wieder mehr Küchengewächse für die Anstalt bauen zu können.

Wenn die große Menge der ausgeschlüpften Raupen, die ihrer Zahl nach wenigstens 30 Pfund Seide hätten geben sollen, auch am Leben geblieben wäre, so hätte man doch das Laub von kaum der Hälfte der Bäume zum Füttern gebraucht. Die abgängigen Maulbeerbäume könnten an Drechsler oder Schreiner verkauft, oder auch als Brennholz in der Anstalt Verwendung finden; das Holz der Maulbeerbäume komme dem Buchenholze an Brennkraft gleich.

Unterm 3. November 1764 wurde der Hausmeister Wenzing und der Aufseher Zimmermann über ihre pflichtmäßigen Gedanken

hinsichtlich der Seidenkultur vernommen: der letztere gab an, er könne nicht sagen, wo der Fehler stecke, daß bisher die Seidenraupenzucht so schlecht geraten sei; wenn er den Fehler wüßte, würde er ihn schon längst angezeigt haben, denn er sei ja eidlich verpflichtet. Das sei seine einzige Meinung, daß das Laub daran schuldig sei; das Laub sei zu mast; es komme auch vieles auf das Wetter an, namentlich sei vieler Regen nicht günstig. Hausmeister Wenzing gab an, er wisse gleichfalls nicht, wo der Fehler stecke; er möchte aber glauben, man sollte die Direktion über das ganze Seidenwesen im Zuchthaus dem Pfarrer Duttenhofer in Oberensingen (OA. Nürtingen) übertragen; Pfarrer Duttenhofer erhalte jedes Jahr das Prämium, deshalb glaube er auch, daß dieser Pfarrer die „stärkste“ Wissenschaft vom Seidenwesen haben müsse. Pfarrer Duttenhofer verlangte, daß ihm die ganze Seidenzucht im Hause auf 3 Jahre unentgeltlich überlassen werde, und aller Nutzen daraus sein eigen gehören solle; dann werde es sich zeigen, ob er die Seidenkultur in besseren Stand bringen könne. Dieser Pfarrer Duttenhofer schien bestimmt, unter den Seidenzüchtern Württembergs eine größere Rolle zu spielen. Mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für die Seidenzucht eingenommen und mit den reizendsten Ideen von ihrem staatenbeglückenden Einfluß erfüllt, schuf er sich mit kleinen Mitteln selbst eine Maulbeerbaumpflanzung und alle Vorrichtungen für die Seidenwürmerzucht und erhielt mehrfach die ausgesetzte Prämie.

Zur Ermunterung waren nämlich von der Regierung am 16. November 1756 für Private, welche sich auf den Seidenbau verlegen werden, zwei Prämien zu 30 und 40 Gulden ausgesetzt worden. Die erstere Prämie sollte auf urkundlichen Nachweis vom Vogt und Magistrat dem zuteil werden, der in einem Jahr die meisten Maulbeerbäume gepflanzt und gesund davon gebracht hätte, die andere aber demjenigen, der die meiste Seide in einem Jahr erzogen hatte; die Namen der Belohnten wurden in den Zeitungen bekannt gemacht. Ohne diese Verfügung würde es ohne Zweifel mit der Seidenzucht in Württemberg schon damals ein Ende genommen haben.

Im Jahre 1767 glaubte Kammerrat Wider — wie bereits oben erwähnt — den Grund mit vieler Mühe entdeckt zu haben, warum auch in genanntem Jahre die Seidenzucht gänzlich mißraten und keine Seide zu erhalten gewesen sei. Die Seidenzucht hatte in diesem Jahre gleich zu Anfang des Frühjahrs wegen des un-

günstigen Wetters einen üblen Anfang genommen; die Raupen seien jedoch später gut geraten, seien munter gewesen und haben fleißig gefressen. Allein nahe vor der 4. Krankheit (Häutung) habe sich trotz Reinlichkeit, Fleiß und Mühe das gute Aussehen der Raupen gewendet. Er habe nun teils tote, teils sterbende und teils solche Seidenwürmer betrachtet, an denen nur wenige ungünstige Änderungen wahrzunehmen gewesen seien. Er habe weder zu weniger noch zu vieler Fütterung die Schuld geben können; da er seine Aufmerksamkeit verdoppelt habe, sei er auf den natürlichen Gedanken gekommen, daß der Stoff, den die Raupe in sich trage, die Ursache sein müsse. Da diese einzig und allein vom Laube der Maulbeerbäume lebe, so mußte er denn auch auf den Gedanken kommen, dieses Laub näher zu untersuchen. Er habe nun von vielen Bäumen und von allen Gärten und Äckern das Laub zusammengenommen und einen solch großen Unterschied gefunden, daß er weniger darüber staunen müsse, daß die ganze Seidenwürmerzucht dem Abgange zueile, als darüber, daß man seit 13 bis 14 Jahren Seidenzucht habe treiben wollen, aber die so ganz leicht ergründlichen Anstände, die ihr im Wege standen, nicht habe herausfinden und aus dem Wege räumen können. Er habe also gefunden, daß das aus den Gemüsegärten stammende Laub über die Maßen rauh und groß und wässerig gewesen sei und starke Adern gehabt habe; während das Laub der Bäume von den Äckern ziemlich kleiner, glatt und trocken gewesen sei. Wenn er nun in Erwägung ziehe, daß die Seidenraupe, wenn sie spinnen solle, eine zähe Materie — die man wohl auch Leim nennen könne, in sich haben müsse, so müsse er das große, rauhe, maste und nasse Laub als höchst schädlich bezeichnen, dagegen das kleine, glatte und zarte Laub, weil solches mehr zähen Stoff in sich trage, einzig und allein für gut und brauchbar halten. Dafür diene zum Beweis, daß die Seidenraupen in lauter solchen Landschaften und Orten am natürlichsten fortkommen, wo es hitzige Böden habe, die kein anderes als zähes Laub erzeugen.

In Stuttgart konnte man noch nicht die völlige Überzeugung gewinnen, daß das Fehlschlagen der Seidenzucht von der unterschiedlichen Beschaffenheit der Maulbeerblätter allein herrühre, sondern daß dasselbe auch durch andere Ursachen, wie eine üble Witterung, oder einen gefallenen bösen Tau oder anderwärts her veranlaßt sein möchte; es sollte daher mit einigen in der Sache erfahrenen Personen Rücksprache genommen werden.

Im Jahre 1768 folgten nun die Gutachten des schon oben erwähnten Pfarrers Duttenhofer von Oberensingen (OA. Nürtingen); auch Vorschläge desselben zur Verbesserung des Seidenwesens in dem Arbeitshaus zu Ludwigsburg, nachdem die Regierung diesen Pfarrer im Jahre 1767 zuvor auf ihre Kosten nach Italien hatte reisen lassen. Diese Duttenhoferschen Gutachten sind so eingehend und so umfassender Natur, daß man über dieselben eine eigene Abhandlung schreiben könnte; ich will mich daher bestreben, nur das Interessanteste herauszugreifen.

Duttenhofer wollte aus dem Seidenwesen an dem Herzogl. Zucht- und Arbeitshaus in Ludwigsburg eine Lehr- und Pflanzschule und eine Musteranstalt für das ganze Land schaffen. Es herrsche noch soviel Unwissenheit über das Seidenwesen im Herzogtum; dagegen sollte Abhilfe geschaffen werden. In der allgemeinen Lehrschule zu Ludwigsburg sollten einerseits immer erfahrene Personen zu haben sein, andererseits sollten Leute vom Lande ohne Schaden für die Methode der Anstalt sich hier Rats erholen können. In dieser Weise haben sich auch andere Staaten aufgeholfen, z. B. Preußen mit Züllichau usw., auch Hanau, Halle.

Duttenhofer machte 1768 einige Reisen nach Ludwigsburg, um in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise das Arbeitshaus mit dem Seidengeschäft zu Werke gehe oder sich etwa dagegen verfehle. Bei seiner ersten Anwesenheit in Ludwigsburg gab Duttenhofer auch Anweisungen und Fingerzeige namentlich hinsichtlich der Heizung; ferner lieferte er dem Zuchthaus 6 Lot Seidenwürmersamen (Eier des Seidenspinners), die er von seiner italienischen Reife mitgebracht hatte. Aus den 6 Lot Samen hätten 72 000 Kokons entspringen können, allein es blieben nur 1000 bis 1500 Stück Seidenwürmer übrig, welche zuletzt zum Einspinnen kamen; alle übrigen waren aus dem 3. Schlaf (Häutung) nicht herausgekommen. Um den Fehler herauszubringen, hielt Duttenhofer genaue Umfragen. Ein Züchtling gestand, mit dem Einheizen sei man nicht gründlich verfahren, abends vor 8 Uhr gehe alles aus dem Seidenhaus weg, das Haus und der Ofen werden geschlossen. Morgens, wenn man um 4 oder 5 Uhr komme, sei es in dem Zimmer sehr kalt, es sei besonders einmal eine sehr kalte Nacht gewesen. Also zuviel Kälte!

1769 legte Duttenhofer selbst 10 Lot Seidensamen in Oberensingen für das Arbeitshaus an, und fütterte die Seidenwürmer bis nach dem zweiten Schlaf und ließ sie alsdann in zwei Ab-

teilungen nach Ludwigsburg tragen. Als die Leute nach dem zweiten Transport von Ludwigsburg zurückkamen, meldeten sie, wie sie gesehen haben, sei der erste Transport in Ludwigsburg bereits zugrunde gerichtet. Das Zimmer, in welchem die Seidenraupen liegen, sei unerachtet des warmen Sonntags unvorsichtig und zu viel geheizt worden. Den zweiten Transport werde wohl das gleiche Schicksal erreichen. Der Herr Pfarrer begab sich selbst nach Ludwigsburg und fand alles genau, wie die Leute erzählt hatten. Also zuviel Hitze!

1771 gab Duttenhofer hauptsächlich Anweisungen bezüglich des Baumschnitts. Er habe in Ludwigsburg mit Jammer und Schmerzen gesehen, daß der Gärtner und die Züchtlinge die Maulbeerbäume erbärmlich zurichteten. Die Art und Weise, wie dieser Gärtner die Bäume putze, sei ganz falsch gewesen. Der Unterschied der aus der Phantasie erdachten Methode gegen die in Italien gut erprobte verhalte sich wie 1 zu 4, d. h. jeder Maulbeerbaum zu Ludwigsburg könnte mittelbar ein Pfund Seide gewähren, während man bei dem beliebten Verfahren keinen Vierling erwarten dürfe.

Auch einen Seidenkessel und Haspel, wie er in Roveredo üblich sei, hatte Pfarrer Duttenhofer aus Italien mitgenommen und nach Ludwigsburg verbracht; ebenso Seidenwurmstellagen, alles nach italienischer Fassung. Namentlich der Haspel sollte angeblich sehr vorteilhaft sein, da mit demselben eine Weibsperson täglich 3 Pfund Seide spinnen könne, während auf den bisherigen Haspeln kaum ein Pfund des Tags gewonnen werden konnte.

1772 beschränkte sich Duttenhofer darauf, den Rat zu erteilen, man möge ja keine weiteren Maulbeerbäume umhauen und verbrennen lassen, weil immer noch Hoffnung sei, der Herzog möchte das so übelbehandelte, daher nicht genug erträgliche Seidenkulturrewesen in eine richtige Verfassung bringen lassen.

Duttenhofer stellte auch darüber Versuche an,
1) ob man mit dem Samen der Seidenwürmer nach einigen Jahren wechseln müsse zwischen einheimischen und ausländischen (italienischen, spanischen) Samen,
2) inwieweit Klima und Luft die Seidenernte in Gefahr setze,
3) ob man verhüten könne, daß die Seidenernte verloren gehe, wenn Frühlingsnachtfröste das Laub verdorben haben.

Der Vorstand am Herzogl. Arbeitshaus zu Ludwigsburg äußerte sich im Jahre 1768 und 1771, Pfarrer Duttenhofer wolle die ganze Seidenzucht nach italienischer und piemontesischer Manier

machen, dies passe aber nicht zu seinen Erfahrungen über Seidenbau und überhaupt nicht nach Ludwigsburg. Auch sage Duttenhofer immer, es sei am Arbeitshaus kein Mensch vorhanden, der nach seinem Wissen und seiner Erfahrung Garantie dafür bieten könnte, daß die Seidenzucht auch wirklich einmal gerate, ebenso behaupte Duttenhofer vielfach, man könnte im Arbeitshaus für 1000 Gulden Seide in einem Jahr erzielen. Der Herr Pfarrer möge doch einmal sein Licht und seine Kenntnisse leuchten lassen und auch wirklich für 1000 Gulden Seide produzieren!

Bisher sei dem Herrn Pfarrer wenig geglückt; vielmehr seien ihm in den zwei Jahren, seitdem er die Probe mit der Seidenzucht am Arbeitshaus mache, die meisten Seidenraupen zugrunde gegangen, ohne daß er die Ursache anzugeben wisse. Duttenhofer habe vielmehr gesagt, daß er alles mögliche tun und geben wolle, wenn er wüßte, was die Schuld davon wäre. Die angebliche Hitze 1769 und die Kälte 1768 sei jedenfalls nicht allein Schuld gewesen.

Indessen hielt Kammerrat Wider an seiner Meinung fest, daß das in unserem Klima entartete Laub der Maulbeerbäume die Ursache des Mißlingens der Seidenernten sei, also auch der Duttenhoferschen Mißerfolge.

Er belegte seine Ansicht durch zwei weitere Beispiele. Eine Wittfrau von Neustadt und eine Buchdruckersehefrau von Stuttgart, deren Seidenraupen vorher ganz gesund waren, verloren einige Zeit darauf ihr gutes Aussehen und spannen kleine Kokons, nachdem solche probeweise von den Maulbeerblättern des Zuchthauses gefressen hatten; die Zuchthauskost war beiden nicht bekömmlich!

Noch führte Kammerrat Wider an, es komme häufig vor, daß auch solche Seidenraupen, welche bis zum ordentlichen Einspinnen gekommen seien, doch nur ein Spinnengewebe oder solch unproportionierlich-schwache Kokons machen, daß deren 13, 14 und 15 Pfund auf 1 Pfund reine Seide gerechnet werden müssen. (Sonst rechnete man zu jener Zeit 10 Pfund Kokons auf 1 Pfund Seide, welche letztere 7-9 Gulden kostete.)

1781 klagt dagegen Pfarrer Duttenhofer, ob der Fürsorge für das Arbeitshaus in Ludwigsburg habe er seine Privatseidenzucht zu Oberensingen eingeschränkt, daher nicht soviel Seide erzielt, daß er die ausgesetzte Prämie hätte erhalten können, wodurch er in seinem Vermögen geschädigt sei.

Bei dem Seidenbauwesen am Ludwigsburger Arbeitshaus aber habe ihm die Ungeschicklichkeit der dort Angestellten seine Erfolge

vereitelt, wodurch er überdies eine erhebliche Einbuße an seinem Ansehen und seiner Ehre erlitten habe; überdies solle er nun auch noch 100 Gulden, die ihm fürstliche Gnade und Milde als Entschädigung ausgesetzt hatte, wieder zurückerstatten.

Außerdem litigiere (streite und händle) seine Ehegattin und seine Verwandten mit ihm, sie perhorreszieren (schrecken ab) seine Begierde, dem öffentlichen Wohle zu dienen, da diese immer nur Privatinteressen im Auge haben.

Wem sollte da nicht der Verstand und die Welt zu enge werden!

1783 wurden die Maulbeerbäume des Ludwigsburger Arbeitshauses von dem Hauptmann bei dem Schwäb. Kreis-Infanterieregiment Frommann zu Berg und dessen Compagnon Chirurg Zaiß in Cannstatt in Bestand (Pacht) genommen. Hauptmann Frommann sollte für jeden Baum 30 Kreuzer (½ Gulden) jährliches Pachtgeld bezahlen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch den Ertrag der Seidenzucht in einzelnen Jahren:

1775	. . .	311	Gulden	9	Kreuzer,
1776	. . .	8	„	23	„
1777	. . .	313	„	30	„
1778	. . .	125	„	19	„
1779	. . .	40	„	7	„
1780	. . .	356	„	45	„
1781	. . .	104	„	6	„
1782	. . .	114	„	45	„
1783	. . .	20	„	24	„

Davon gehen noch die Ausgaben ab, so daß der Reinertrag in den genannten Jahren sich auf 777 Gulden 16 Kreuzer belief.

An Maulbeerbäumen waren vorhanden innerhalb der Mauer des Arbeitshauses 439 Stück, 3 der Mauer des Arbeitshauses 321 Stück.

Da die beiden Pächter von dem Zuschneiden der Maulbeerbäume so gut wie nichts verstanden, mußten sie bereits im Jahre 1785 um Pachtachlaß nachsuchen. Der Winter war sehr kalt und der Frühlingsfrost sehr durchdringend gewesen, es waren daher viele Bäume erfroren. 1786 war Hauptmann Frommann von der Seidenzucht ganz zurückgetreten, er wollte die Maulbeerbäume nicht mehr benützen. Hienach hat Frommann im buchstäblichen Sinne nicht viel Seide gesponnen!

1782-85, zurzeit des Niedergangs der Stadt Ludwigsburg — nachdem das Hoflager wieder nach Stuttgart verlegt worden war —, suchte Salomon Hurter aus Mühlheim a. D. um die Erlaubnis nach, eine Seidenfabrik in Ludwigsburg errichten zu dürfen. Die Herzogliche Regierung begrüßte das Unternehmen mit Freuden, weil sie hoffte, dem Nahrungsstand der Bürger in etwas aufhelfen zu können. In der Hurterschen Seidenfabrik sollten namentlich arme Leute und Kinder lohnende Beschäftigung finden. Die Regierung suchte das Unternehmen auf jede Weise zu fördern, sie räumte 1786 dem Hurter das sogen. Hofrat Herzogsche Haus nebst Brunnen Hintere Schloßstraße 24 (K. Bezirkskommando) zu seinem Gebrauch auf 6 Jahre unentgeltlich ein, zugleich wurde ihm eine jährliche Abgabe von 15 Meß *) Tannenholz von der Faktorei Bissingen auf die nämliche Zeit umsonst verwilligt. Das Herzogliche Oberamt Ludwigsburg sagt in einem Bericht von 1782, die Abgabe eines Hauses an den Fabrikanten Hurter gebe nicht den geringsten Anstand; denn leider befinden sich zur Zeit mehrere Herrschaftshäuser in Ludwigsburg, die leer stehen. Dies sei gerade das größte Elend. Von 1757/70 seien wenigstens 100 000 Gulden auf die Karlsstadt verwendet worden und jetzt fallen die meisten Gebäude wieder ein.

Der Mangel an Nahrungserwerb sei größer, als er sich beschreiben lasse! Es sei bekannt, daß sich ehemals wegen des Herzoglichen Hoflagers sehr viele Handwerksleute in Ludwigsburg niedergelassen haben; es befinden sich daselbst 54 Metzger, 40 Bäcker, 36 Schneider, 30 Schuhmacher und 20 Kaufleute. Die Herzoglichen Soldaten, welche in Ludwigsburg in Garnison liegen, treiben überdies auch noch vielfach Handwerke. Dazu komme noch, daß auch in den benachbarten Amtsorten viele Handwerksleute sich befinden, z. B. in dem Amtsflecken Kornwestheim seien unter 170 Bürgern 79 Professionisten und Handwerker, so daß die Landleute die Handwerker in der Stadt fast nicht mehr brauchen. Die meisten Handwerker in der Stadt Ludwigsburg hatten daher zu jener Zeit

*) Das Meß Floßholz kostete zu jener Zeit in Ludwigsburg im Winter nach einer Bemerkung in den Akten 12 Gulden; dem Fabrikanten Hurter wurde das nötige Holz aus dem Grunde umsonst bewilligt, damit er nicht von seinem Unternehmen abgeschreckt werde, wenn er von den hohen Holzpreisen höre. Gerade wegen der Teuerung des Holzes und des Mangels an fließendem Wasser (Wasserkraft) war damals keine Fabrik in Ludwigsburg in Flor zu bringen.

fast nichts zu arbeiten und keinen Verdienst; woher sollten sie also ihre Nahrung nehmen!

Im übrigen scheint das Unternehmen des Hurter, der die Rohseide vom Ausland bezog, geglückt zu sein; 1795 wird seinem Sohn, dem Seidenfabrikanten Johann Rudolf Hurter, Zollfreiheit auf weitere 6 Jahre gewährt und dabei erwähnt, Hurter habe in den Jahren 1781/93 an Seide 349 Zentner verarbeitet und in diesem Zeitraum von 12 Jahren 40 215 Gulden Spinn- und Kämmerlohn an arme Personen ausbezahlt.

Auch heutigen Tages noch muß das Rohmaterial an Seide, sowie der größere Teil von Seidenwaren aus dem Ausland bezogen werden. Die Summen sind unberechenbar, die Württemberg allein hiedurch an das Ausland verliert.

Weit lieber hätte ich zweckmäßige Vorschläge für die Wiederbelebung der Seidenzucht gegeben.

Doch dies ist nicht meine Sache; ich wollte mich nur auf das Historische beschränken.

Die Sammlung

des Historischen Vereins ist in letzter Zeit teils durch Kauf teils durch Schenkungen um wertvolle Stücke bereichert worden. Unter den Geschenken nennen wir folgende. Es übergaben dem Verein:

Hr. Hirschwirt Bader in Stammheim: Mehrere Normaleichmaße in Kupfer aus dem vorigen Jahrhundert.

Hr. Dr. med. Eipper in Kornwestheim: Eine Anzahl Photographien von gefangenen Zuaven aus dem Jahr 1870/71.

Frln. Johanna Fißler in Ludwigsburg: Einen Brief Friedrich Th. Vischers an ihre Mutter, siehe S. 24.

Frln. Anna Franck hier: Vorlagen für die Ludwigsburger Porzellanfabrik (von Riedel) und ein Ölbild von Faber du Faur, einen Reiteroffizier darstellend.

Verein für Fremdenverkehr: 12 Originalentwürfe aus dem Plakatwettbewerb des Fremdenverkehrsvereins, darunter die durch Preise ausgezeichneten Blätter von M. Kittler in Charlottenburg (I), Adolf Retter in Stuttgart (II), Arthur Krauße in Berlin (III) und den zur Ausführung gewählten Entwurf von Peter Schnorr in Stuttgart.

Hr. Professor Dr. Häußermann hier: Eine Platte samt Teller aus Ludwigsburger Porzellan.

Hr. Pfarrer Käferle in Gündelbach: Lebensbeschreibung seines Großvaters, des blinden Klavierfabrikanten Heinrich Käferle hier.

Hr. Kriegsgerichtsrat Kallee in Stuttgart: Bildnis seines Vaters, des verstorbenen Generals v. Kallee.

Hr. Ernst Kauffmann in Stuttgart: Einen gemeinsamen Brief von Eduard Mörike und seiner Frau aus dem Jahr 1870, worin sie die Absicht kundgeben, ihren Wohnsitz nach Ludwigsburg zu verlegen.

Hr. Bäckermeister G. Kienzle hier: Die letzte auf dem Feuersee geschossene Ente.

Hr. Bildhauer Lang hier: Eine Anzahl Gipsabgüsse von Modellen aus der Ludwigsburger Porzellanfabrik.

Frau Bankier Lotter hier: Einige Bilder aus älterer Zeit.

Hr. Maler Nagel hier: Mehrere geschichtliche Bilder, darunter eine Darstellung des Ständesaals in Stuttgart zu Uhlands Zeit.

Hr. Baron O. v. Stockhorn in Freiburg i. B.: Mehrere auf Personen aus Ludwigsburg bezügliche Druckschriften.

Hr. Stadtrat Sturm hier: Einen silbernen Ring mit Stein aus dem 18. Jahrhundert.

Hr. Hutmacher Trefz hier: Mehrere ältere Münzen.

Hr. Professor Dr. Rob. Vischer in Göttingen: Abguß der von seiner Tochter Frau Professor Lorle Meißner in Königsberg modellierten Büste ihres Großvaters Friedrich Th. Vischer.

Ferner hat Herr Privatier Gisenbeiß hier der Stadt Ludwigsburg eine wertvolle Münzsammlung mit der Bestimmung gestiftet, daß sie der Sammlung des Historischen Vereins angegliedert werden solle. Die Stadtverwaltung hat diese Sammlung mit den zugehörigen Schaukästen dem Verein übergeben. Sie enthält etwa 320 Münzen aus den verschiedensten Ländern der Erde. Besonders reich sind die Münzen aus den Staaten des ehemaligen hl. römischen Reichs deutscher Nation vertreten, so daß sich jedermann leicht ein Bild von den früher in unserem Vaterlande geltenden Münzsystemen machen kann. Den übrigen europäischen Staaten gehört gleichfalls eine größere Zahl von Münzen an. Das größte Interesse aber nehmen wohl die Münzen aus den übrigen Weltteilen für sich in Anspruch. Weichen sie doch in Gestalt und Form zum Teil in auffallender Weise von den uns geläufigen Münzen ab. Möge die Sammlung viele fleißige Besucher finden!

Allen den freundlichen Gebern aber sagen wir auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank für das wohlwollende Interesse, das sie mit ihren Schenkungen gegenüber den Bestrebungen des Vereins betätigt haben. B.

Mitgliederverzeichnis des Historischen Vereins
für Ludwigsburg und Umgegend.

a) In Ludwigsburg:

Ade, Uhrmacher.
Aigner, Hofbuchhändler.
Assenheimer, Frau Hofwerkmeister.
Bacmeister, Dr., Dekan.
Barei, Baurat.
Barth, G. W., Fabrikant.
Baumgrtner, Architekt.
Baur, Oberpostkassier.
Baur, Lehrer.
Beeg, Redakteur.
Belschner, Oberprzeptor.
Benz, Frau Oberamtssparkassier.
v. Berg, Prlat.
Berg, Kaufmann.
Besch-Way, Privatmann.
Bilfinger, Professor.
Bommer, Oberamtssparkassenkontrolleur.
Bonhoeffer, Professor.
Bornemann, Hauptmann.
Brand, Hofrat.
Brecht, Gerichtsnotar.
Breyer, Hauptmann.
Bchsenstein, Kaufmann.
Bhrer, Frln. Marie.
Bhrer, Frau Fabrikant.
Dieterich, Stadtrat.
Dorn, Glaser.
Dreßler, Zeugoberleutnant.
Eichhorn, Buchdruckereibesitzer.
Eisenbeiß, Privatmann.

Eisenmenger, Direktor.
Eisenmenger jr., Fabrikant.
Erbe, Gymnasialrektor.
Felle, Frau Assessor.
Feyerabend, Adolf, Stadtrat.
Fischer, Professor.
Fischer, Dr., Hofapotheke.
Fischer, Louis, Stadtrat.
Fischer, Adolf, Stadtrat.
Flander, Privatmann.
Franck, Frau Geh. Kommerzienrat.
Franck, Robert, Kommerzienrat.
Franck, Richard, Fabrikant.
Franck, Frln. Anna.
Friederich, Prokurist.
Frisoni, Otto, Privatmann.
Gaab, Dr.
Geldreich, Prokurist.
Gerok, Dr. med.
Groß, Reallehrer.
Grün, Fabrikant.
Hahn, Hofmesserschmied.
Haller, Lic. Dr., Stadtpfarrer.
Hammer, Frau Fabrikant.
Hammer, Bernhard, Fabrikant.
Hardegg, Stadtrat.
Hartenstein, Dr., Oberbürgermeister.
Hartenstein, Hauptmann.
Hartmann, Karl, Privatmann.
Häußermann, Dr., Professor an der techn. Hochschule.
Haußer, Hofwerkmeister.
Heeß, Bauamtswerkmeister.
Heyd, Finanzrat.
Hieber, Professor.
Hoffmeister, Stadtrat.
v. Holland, Frau Direktor.
Holzherr, Stadtrat.
Hopf, Stadtrat.
Höring, Dr. med.
Huß, Stadtrat.

Jäger v. Jägersberg, Major a. D.
Imle, Werkmeister.
Jobst, Oberleutnant.
Kallenberg, Fabrikant.
Kern, Tapezier.
Kerschbaum, Fabrikant.
Kienzle, Gustav, Bäckermeister.
Kiesel, Frau Juwelier.
v. Kilbel, Regierungspräsident.
Koerner, Brauereibesitzer.
Krockenberger, Professor.
Krug, Prokurist.
Küstler, Fräulein.
Kuttler, Privatmann.
Lindenberger, Fabrikant.
Lotter, Adolf, Bankier.
Lotter, Heinrich, Kaufmann.
Marquart, Rechnungsrat.
Mayer, August, Privatmann.
Metzger, Fabrikant.
Meurer, Frln. Emma.
Mößner, Stadtbaumeister.
Mulfinger, Ratschreiber.
Nagel, Malermeister.
Palm, Kaufmann.
Pfitzenmaier, Buchbinder.
Raunecker, Professor.
v. Roos, Oberstleutnant z. D.
Rösler, Gustav, Zahnarzt.
Rupp, Professor.
Schädel, Kassier.
Schmid, Dr. Wilhelm, Stadtrat.
Schnaidt, Bankdirektor.
Schübelin, Präzeptor.
Schulfond Ludwigsburg.
Schüz, Oberregierungsrat.
Seeger, Rektor.
v. Sichart, Direktor a. D.
Siller, Schreinermeister.
Springer, Oberstleutnant z. D.

Stiefelmaier, Rechnungsrat.
Stoerzer, Frau, Privatiere.
Strecker, Malermeister.
Strobel, Kaufmann.
Sturm, Stadtrat.
Töpperwien, Hotelbesitzer.
Ulmer, Hofbuchdruckereibesitzer.
v. Varnbüler, Freiherr, Oberstleutnant a. D.
Veiel, Fräulein.
Wagner, Fabrikant.
Wagner, Dr., Professor.
Walcker, Frau Julie.
Wanner, Stud.
Weigel, Dr. med.
Wender, Stadtpfleger.
Wepfer, Frau Hauptmann.
Wetzel, Major z. D.
Wetzig, Hofphotograph.
Widmann, Oberregierungsrat.
Zeller, Dr., Medizinalrat.
Zwißler, K. Musikdirektor.

b) Auswärts:

Auwärter, Wilhelm, Privatmann, Stuttgart.
Bader, Hirschwirt, Stammheim.
Baumgärtner, Fabrikant, Stuttgart.
Bibliothek, öffentliche, Berlin.
Denk, Finanzrat, Murrhardt.
Eipper, Dr. med., Kornwestheim.
Elwert, Pfarrer, Beihingen.
Fleischhauer, Pfarrer, Oßweil.
Franck, K., Fabrikant, Linz a. D.
Gutekunst, Frln. Auguste Stuttgart.
Hardegg, Baurat, Stuttgart.
Hoffmann, Major, Stuttgart.
Hoffmeister, Schloßinspektor, Stuttgart.
Kallee, Kriegsgerichtsrat, Stuttgart.
Kleemann, Major z. D., Berlin.

Krauß, Stadtpfarrer, Eglosheim.
Kübler, Direktor, Bremen.
Lauxmann, Stadtpfarrer, Zuffenhausen.
Layer, Pfarrer, Obertürkheim.
v. Leutrum-Ertingen, Freiherr, Nippenburg.
Mauz, Pfarrer a. D., Asperg.
v. Molsberg, Freiherr, General der Infanterie, Stuttgart.
Neuschler, Hauptmann, Ulm a. D.
Schmalzried, Stadtschultheiß, Markgröningen.
Schmohl, Professor, Direktor, Stuttgart.
Schoder, Stadtpfarrer, Ingelfingen.
Schönwetter, Rittmeister z. D., Stuttgart.
v. Schumacher, Geh. Rat, Stuttgart.
Schwaier, Bahnhofverwalter, Backnang.
Schwarz, Landgerichtsrat, Stuttgart.
Sprößer, Kommerzienrat, Stuttgart.
Starker, Fr., Prokurist, Linz a. D.
Vischer, Robert, Dr., Universitätsprofessor, Göttingen.
Weller, Dr., Professor, Stuttgart.
v. Zeppelin, Graf, Bezirkspräsident, Metz.